

GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**



Terror der Tongs

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**

**BASTEI
LÜBBE**



Terror der Tongs

John Sinclair Taschenbuch Nr. 63

von Jason Dark

erschienen am 10.06.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Terror der Tongs

Es gibt Menschen, die fürchten sich davor, das Wort Tong auszusprechen. Und das nicht ohne Grund, denn hinter diesen vier Buchstaben verbirgt sich das Grauen. Tongs heißen die asiatischen Geheimbünde, die sich oftmals finsternen Göttern und Dämonen verschworen haben und mit unvorstellbarem Willen ihre Ziele verfolgen. Der erste Tote war ein Kollege von mir, das zweite Opfer eine junge Frau. Als ich von diesen Todesfällen hörte nahm ich den Kampf gegen die Tongs auf...

Erst hatten sie gefleht, dann gebetet. Als beides nichts half und der Zustand ihres Herrn immer schlechter wurde, waren sie gegangen und hatten den Baum am Fluß aufgesucht, wo die Leiche des Mahdi verbrannt werden sollte.

Aber der Mahdi wollte nicht sterben. Er war zwar alt und gebrechlich geworden, aber die innere Kraft steckte noch in ihm. Und so rief er seine Getreuen zusammen, die vor dem Sterbezimmer warteten. Die Männer hatten ihre Körper in lange Trauergewänder gehüllt. Selbst die Gesichter waren hinter den Tüchern kaum zu erkennen. Nur die Augen schauten über die Ränder hinweg, und in den Pupillen lag die Trauer. Wenn der alte Mahdi starb, ging auch ihre Ära dem Ende entgegen. Die Feinde würden kommen und ihre Ansprüche anmelden. Noch lebte er.

Daß er sie hatte zu sich rufen lassen, ließ sie hoffen. Sie glaubten plötzlich wieder, obwohl sie nicht darüber sprachen. Aber man hatte ihnen gesagt, daß es eine Möglichkeit gab, um den Tod zu überwinden. Der Palast des Mahdi lag dort, wo der Dschungel begann und der Tiger des Nachts herrschte. Ein unheimliches Gebiet mit vielen hohen Felsen, dichtem Bewuchs und reißenden Bächen.

Ein Land, in dem vor langer Zeit einmal die mächtige Göttin Kali gewohnt hatte. Eine schillernde Figur, sie war in der Lage, den Tod zu überwinden.

So stand es geschrieben.

Und so glaubte es auch der alte Mahdi.

Aber konnte sie ihn retten? Manchmal hatte der Alte im Fieberwahn davon gesprochen. Da hatte er aufgeschrien, ihren Namen gerufen, um sich mit ihr zu verbinden.

Er wollte sie sehen, er wollte sie fühlen, denn sie allein konnte seinen Tod in Leben umwandeln.

Die Männer zuckten zusammen, als der Gong durch die große Halle dröhnte. Das Echo schwang an den Wänden entlang und schien den

dort aufgemalten grausamen Monstren der indischen Mythologie ein unheilvolles Leben einzuhauchen.

Für die sechs Männer war es ein Zeichen. Jetzt wußten sie, daß der im Sterben liegende Mahdi bereit war, sie zu empfangen. Er würde ihnen die letzten Befehle erteilen, und jeder war bereit, sie auszuführen. Nichts sollte sie daran hindern. Sie würden eine blutige Spur hinterlassen, um ihren Herrn ins Leben zurückzurufen.

Und so schritten sie auf die Tür zu, die sich, wie von Geisterhänden berührt, vor ihnen öffnete. Sie gingen über die Schwelle, betraten einen großen, im Halbdunkel liegenden Raum, sahen die mit Tüchern verhängte Liegestatt des Mahdi und den Mann, der neben dem Bett stand. Er war europäisch gekleidet und trug, als Verbeugung an sein Land und seine Heimat einen weißen Turban.

Es war Dr. Rasana, der Leibarzt und Vertraute des Mahdi. Dr. Rasana sollte einmal der Nachfolger des Mahdi werden, auch wenn er längst noch nicht reif genug war, um die Tongs in aller Welt zu führen. Rasana übernahm die Rolle des Sprechers. »Er hat euch hergebeten, weil er mit euch reden will. Er weiß genau, daß ihr seine letzten Getreuen seid. Ich bitte euch deshalb, zuerst zuzuhören und dann eine Entscheidung zu treffen.«

Die Männer waren stehengeblieben. Als Zeichen ihres Einverständnisses und ihrer Ergebenheit verbeugten sie sich vor dem Sprecher, der sich zur Seite drehte und an einer Kordel zog. An allen vier Seiten der großen Liegestatt glitten die Vorhänge in die Höhe.

Von der Decke warfen Lampen ihren Schein in die Tiefe und schufen ein geheimnisvolles Dämmerlicht, das den Schwerkranken auch bei offenen Vorhängen nicht störte.

In Ehrfurcht gebannt, verharrten die Männer auf ihren Plätzen. Keiner traute sich, näher an das Bett heranzutreten. Sie hatten vor dem, der dort lag, einen Heidenrespekt.

Der Mahdi war einmal, das wußten sie aus Erzählungen, eine

imposante Erscheinung gewesen. Ein Mensch, der sich nicht gefürchtet und sich allen Feinden gestellt hatte. Er war ein großer Diener der Göttin Kali geworden und durch ihre Hilfe in seinem Leben zu Rang und Ehren gekommen.

Nun lief auch die Uhr seines Lebens ab, und es war fraglich, ob Kali ihm noch helfen konnte.

Der Mahdi hatte über seinen ausgemergelten Körper eine dünne Decke gestreift.

Die Augen lagen tief in den Höhlen, und das graue Haar war fettig. So hatten ihn die sechs Männer noch nie gesehen, und seine Getreuen erschraken innerlich über den Zustand ihres Herrn. Nach außen hin ließen sie sich nichts anmerken.

Der alte Mahdi schien sich zu freuen, als er seine Diener eintreten sah. Er öffnete den Mund. Es waren krächzende Worte, die über seine Lippen kamen. Er gab sich Mühe, auch verstanden zu werden, und es kostete ihn viel Kraft.

»Ihr habt schon die Trauergewänder übergestreift«, sagte er und lachte leise. »Aber es ist noch nicht soweit. Stellt euch zu mir. Ich will euch sehen. Ich habe mich auf euch verlassen, ihr habt mir die Treue geschworen, jetzt werde ich euch um einen letzten Dienst bitten. Seid ihr bereit?«

Sie nickten.

»Dann bin ich zufrieden.« Der alte Mahdi lachte krächzend. »Ich bin alt und kann auf ein langes Leben zurückblicken. Als ich geboren wurde, war mir schon klar, daß ich einmal ein Großer werden würde. Ein Tong-Führer, der die Tradition dieser geheimen Kasten und Bünde fortführt. Das Bild der Todesgöttin Kali stand an meiner Wiege. Ihr habe ich mein Leben geweiht. Ich war ihr Diener und habe Getreue um mich geschart. Gemeinsam haben wir unsere Macht ausgebaut und Feinde vernichtet, obwohl wir nicht alle schafften, denn einer der mächtigsten Feinde lebt noch.« Um den Namen

aussprechen zu können, holte der Alte rasselnd Luft. »Mandra Korab!« keuchte er. »Dieser Mann hat bisher alles überstanden. Ich hatte geschworen, ihn zu vernichten, doch jetzt stehe ich an der Schwelle zu einer anderen Welt. Man will mich holen, aber ich bin noch nicht bereit, das habe ich der Todesgöttin Kali zu verstehen gegeben. Ich möchte leben, um diesen Feind töten zu können. Versteht ihr das?« Er wartete eine Antwort nicht ab und redete weiter. »Aber die Göttin hat es verstanden. Ich redete mit ihr, und sie nickte, als ich ihr von meinen Sorgen berichtete. Sie, die an meiner Wiege stand, schebt auch jetzt noch über mir. Ich kann ihren Atem spüren, der kalt aus dem Totenreich in mein Gesicht weht. Doch ich bin ein Mensch, kein Gott. Ich werde irgendwann sterben müssen, aber ich konnte sie überreden, mich noch am Leben zu lassen. Doch Götter geben nichts umsonst. Sie hat mir eine Bedingung gestellt, die ich allein nicht erfüllen kann. Deshalb habe ich mich an euch gewandt, damit ihr mir helft.« Er hustete trocken, sein Körper wurde durchgeschüttelt.

Dr. Rasana wußte sofort, was er tun mußte. Das Glas mit klarem Wasser stand bereit. Er setzte es dem Todkranken an die Lippen. Der Mahdi schlürfte ein paar Tropfen, dann wollte er nicht mehr. Dr. Rasana zog sich zurück.

Dem Mahdi ging es wieder besser. »Ich wollte mit euch über die Bedingungen reden!« flüsterte er. »Kali will noch einmal erleben, wie ergeben ich ihr bin, und ich habe zugesagt. Wenn ich ihr diesen Wunsch erfülle, soll ich einer derjenigen werden, die den Tod überwunden haben. Es gibt nur ganz wenige davon, das hat sie mir gesagt, aber ich werde zu ihnen gehören. Da ich leben will, habe ich ihr versprochen, euch rufen zu lassen, denn ihr seid die Auserwählten, die dieses Versprechen einlösen müssen. Nur ihr könnt es.«

Die sechs Diener verneigten sich. Egal, was der alte Mahdi von

ihnen verlangte, sie würden alles tun, denn er war ihr Herr, sie standen tief in seiner Schuld. Ergab ihnen Nahrung und Trank.

»Die besten Diener habe ich holen lassen. Meine Elite, die mich retten kann.« Noch einmal floß Kraft durch seinen Körper, als er sich ein wenig aufrichtete. »Ihr wißt, daß die Todesgöttin Kali eine Kette aus Menschenköpfen besitzt. Sie ist ihr Symbol. Kali hat mir berichtet, daß sie die Kette nicht mehr haben will. Jemand soll hingehen und ihr eine neue Kette flechten. Eine Kette aus Köpfen, so wie es sich für Schiwas Gemahlin gehört und zur Ehre gereicht. Ihr wißt, daß sie immer bei euch ist. Sie kann in verschiedenen Gestalten auftreten, ich habe sie schon oft gesehen und kenne auch ihre Kette. Jetzt, wo die Zeiten auf Sturm stehen, wo auch andere Mächte und Mythologien sich daran begeben, die Welt der Menschen zu erobern, will sie nicht zurückstehen und als Zeichen ihrer neu entflammten Macht die Kette besitzen. Aber nicht irgendwelche Köpfe sollen es sein. Die Kette muß aus den Schädeln ihrer Feinde bestehen. Sie hat mir die Namen genannt, ich habe sie meinem Vertrauten, dem Doktor weitergegeben, und der hat sie für euch aufgeschrieben. Sie sind verteilt in vielen Ländern. Eines liegt im Abendland, dessen Bewohner vor langer Zeit bei uns eingefallen sind. Als Rache dafür werdet ihr die Köpfe aus diesem Land holen. Aber denkt daran, es dürfen nur die Feinde der Todesgöttin Kali sein, nur ihre Feinde...«

Bei den letzten Worten war die Stimme des alten Mahdi schwächer geworden. Dr. Rasana trat hinzu und tupfte mit einem blütenweißen Tuch winzige Schweißperlen von der Stirn des Kranken, der noch etwas hinzufügte. »Erst wenn die Kette fertiggestellt ist, wird Kali ihr Versprechen einlösen und mich leben lassen. Erst dann. Doch hört genau zu, da die Zeit begrenzt ist. Ihr habt eine Woche Zeit. Genau sieben Tage. Geht hin und holt die Köpfe, verbreitet den Terror der Tongs, werdet wie eure Vorgänger.« Der Alte schrie

plötzlich. »Alle sollen unsere Macht spüren und vor uns zittern. Hier enstand die Welt, wir werden sie wieder beherrschen. Wir, die Tongs...«

Mehr brauchte er ihnen nicht zu sagen.

Die sechs Männer hatten verstanden. Sie verbeugten sich noch einmal und verließen den Raum ebenso lautlos, wie sie gekommen waren. Ein jeder von ihnen war entschlossen, die Bitte des Mahdi zu erfüllen. Koste es, was es wollte...

Davon wußte Malcolm Dennings nichts, als er seinen Wagen neben einem alten Schuppen parkte, sachte die Tür aufstieß, sich aus dem Fahrzeug drehte und den Wagenschlag so leise wie möglich ins Schloß drückte. Bei seiner Aktion wollte er von niemandem gehört werden, denn Zeugen konnte er auf keinen Fall gebrauchen.

Malcolm Dennings war Polizist. Aber keiner, der in Uniform herumlief, man sah ihn auch nicht in den Fluren von New Scotland Yard, er gehörte zu den »Underground People«, zu den Beamten also, die bei ihrem Dienst, meist auf sich allein gestellt, dem großen Übel der Zeit hinterherjagten.

Dem Rauschgift!

Dennings kannte sich in der Szene aus. Er wußte, wo das Zeug genommen wurde. Keine Schicht blieb davon verschont. Bis in die High-Society führten manchmal die Spuren, denn in solchen Kreisen galt es als chic, sich mit dem Zeug einzudecken.

Vertrieben wurde der Stoff durch sogenannte Dealer. Woher die ihn bekamen, war oft nicht herauszufinden. Als Hintermänner fungierten Geschäftsleute mit nach außen hin oft weißen Westen, die ihre schmutzigen Jobs durch die legalen Firmen hervorragend tarnen konnten.

Trotz intensiver Fahndung war es Mal Dennings bisher nicht gelungen, an den ganz Großen im Geschäft, Logan Costello

heranzukommen. Er hatte ihm noch nie etwas nachweisen können. Deshalb versuchte er es immer wieder an der Basis oder bei den Dealern.

Sie waren eine besondere Sorte von Menschen. Von zwei Seiten zumeist bekamen sie Druck. Ihre Bosse diktierten die Preise, die Abnehmer schrien nach dem Stoff. Und so blieb den Dealern oft genug nichts anderes übrig, als zu betrügen.

Das konnten sie nur bei den Kunden. Da wurde der Stoff gestreckt bis zum geht nicht mehr. Wenn die Kunden durchdrehten, lachten die Dealer nur und suchten sich neue Opfer.

»Es gibt genug, die auf die heiße Reise gehen wollen!« lautete die Devise.

Das wußte natürlich auch ein Mann wie Malcolm Dennings. Er kannte Schwachstellen, wußte genau über die Punkte Bescheid, wo er einhaken konnte und hielt sich deshalb an die Betrogenen. Oft brauchte er nicht selbst einzugreifen. Die Leute meldeten sich bei ihm, denn nicht wenige hatte er schon aus dem Dreck gezogen.

Dann kam es zum Verrat. Wenn nichts mehr ging, wurden manche Dealer ans Messer geliefert, und Dennings war oft genug überrascht, mit welchen Informationen die Opfer aufwarten konnten. Am vergangenen Tag hatte er mit einem der Betrogenen gesprochen, einem Kenner der Szene. Früher war er Arzt gewesen, dann Fixer. Heute war er runter von dem Zeug. Dieser Mann hatte Dennings den Tip mit dem Schiff gegeben, das im Hafen lag.

Diesen Pott wollte sich Dennings anschauen, da die Chance bestand, einen Dealer bei der Übergabe des Stoffs auf frischer Tat zu ertappen. So etwas war der Idealfall, und Dennings bewegte sich dabei in einem Rechtsrahmen, der an gewissen Stellen, das gab er selbst zu, ein wenig unsicher war. Aber er mußte manchmal einfach diesen Weg gehen, um Erfolg zu haben, denn die Dealer machten nie den Mund auf, sie waren nicht lebensmüde. Die über ihnen

Stehenden kannten kein Erbarmen. Natürlich war der Job brandgefährlich. Dennings war entsprechend ausgebildet, und er kannte den Hafen wie seine Westentasche. Wo sich Dennings aufhielt, war es einsam. An diesen Piers hatten nur wenige Kähne angelegt. Sie standen noch auf der Warteliste. Erst am nächsten oder übernächsten Tag würden sie zu den Verladepiers fahren und die Ladung dort löschen.

Dennings bewegte sich geschmeidig. Seine Turnschuhe ließen ein fast lautloses Laufen zu. Er näherte sich der hoch aufragenden Schiffswand und blieb unter den langen, zu den Pollern führenden Stahltrossen stehen.

Keine Schritte hörte er in seiner Umgebung. Die Stille war schon gespenstisch. Lampen brannten erst ein Stück entfernt. Er mußte auf das Schiff. Ob der Übergeber des Stoffs schon an Bord war, konnte er nicht sagen. Ein Wagen jedenfalls parkte nicht in der Nähe. Dennings wartete noch. Er war kein Film-Agent. Von der Figur her eher klein, dafür kräftig gebaut. Das dunkle Haar war kurz geschnitten, und wer sein Dutzendgesicht sah, vergaß es bald wieder. Der Wind hatte nachgelassen. Selbst am Hafen wehte nur mehr eine leichte kühle Brise. Das Klatschen der Wellen hörte er schon nicht mehr, sein Sinnen und Trachten galt anderen verdächtigen Geräuschen. Auf dem Schiff brannte nur die Notbeleuchtung. Ein paar trübe, gelbe Flecken in der Dunkelheit. Hin und wieder zogen träge Dunstfetzen durch die hellen Lichtkreise der Lampen. Es sah aus, als hätten sich Gespenster auf den Weg gemacht, das Schiff zu erobern. Kapern aber wollte es Dennings.

Er fand immer eine Möglichkeit. Schon des öfteren war er an den Trossen hochgeklettert, um sich über die Reling zu schwingen. Das brauchte er hier nicht.

Für den »Besuch« hatte man die Gangway ausgefahren, und die benutzte der Mann auch. Soviel er hatte erkennen können, war keine

Wache aufgestellt worden. Dealer und Händler fühlten sich oft genug so sicher, daß sie das nicht für nötig hielten.

Rasch war er an Bord und tauchte sofort in Deckung. Es roch nach frischer Farbe. Auf dem Deck war es schmutzig, und Dennings sah vor sich die hohen Aufbauten.

Er hatte Routine und kannte auch die Plätze, wo häufig die Übergabe stattfand. Das geschah entweder auf der Brücke oder in der Kabine des Kapitäns. — Dennings entschied sich für die Kapitänskajüte. Andere wären vielleicht über Deck geirrt, nicht so ein Mann wie Dennings. Schiffe kannte er wie seine Westentasche. Zielsicher bewegte er sich an Deck.

Es ging ihm zu glatt. Bevor Dennings den Niedergang betrat, blieb er noch einmal stehen. Der Pott war von Brasilien gekommen und hatte den Atlantik befahren.

Von der Besatzung ließ sich niemand blicken.

Sollten sie alle Landgang bekommen haben? Schwer vorstellbar, denn beim Löschen der Ladung brauchte man Leute, die fit waren. Ein totes Schiff lag vor Dennings. Er selbst kam sich dabei ebenfalls wie tot vor. Dieser verdammte Pott strahlte eine Atmosphäre aus, die einen Menschen einlullen konnte.

Er hörte die Schritte!

Sofort war Dennings hellwach. Es mußte eine Deckwache geben. Vielleicht hatte sie bisher geschlafen, war nun erwacht und schlich über die Planken.

Dennings erstarrte. Nichts an ihm rührte sich noch. Er hatte es gelernt, warten zu können, und so reagierte er auch hier. Stillstehen und an nichts denken.

Nur die anderen kommen lassen. Sie kamen nicht. Er hörte zu, wie sich die Schritte entfernten.

Dennings gab noch einige Warteminuten zu. Dann erst setzte er sich in Bewegung. Die Richtung hatte er sich gemerkt. Er nahm ungefähr

den gleichen Weg und erreichte den Niedergang, den er gesucht hatte. Unter Deck brannte Licht. Es mußte auch der Weg zu den Kabinen sein, denn die Zugänge zu den Frachträumen sahen anders aus.

Auf Zehenspitzen bewegte sich Dennings. Seine Waffe trug er an der linken Seite. Er hatte den Revolver ein wenig gelockert, um ihn schneller ziehen zu können.

Im Gang brannte Licht.

Der Schein erinnerte mehr an eine Notbeleuchtung. Man konnte sich dennoch orientieren, und Dennings wandte sich nach rechts, da er die Schritte des anderen nicht mehr hörte und er nur seinem Gefühl nachging.

Dies hier war kein Luxusschiff, das merkte der Agent sehr deutlich. Alles wirkte ein wenig vergammelt, auf Schönheit hatte man keinen Wert gelegt. Hier sollte alles funktionieren.

Irgendwo rauschte eine Wasserspülung. Er hörte auch ein rauhes Lachen.

Mehr Geräusche drangen nicht an seine Ohren. Im Schein der Notbeleuchtung lag der Gang leer vor ihm. Und dort ging es zur Kapitänskajüte. Dennings schaute sich nicht um. Das war sein Fehler. Hätte er es getan, so hätte er den Schatten gesehen, der sich auf seine Fersen geheftet hatte.

So aber blieb er ahnungslos.

Die Tür sah er zunächst nur als einen Schatten, der an den Rändern zerfaserte.

Dennings Hand näherte sich der Klinke. Es war die linke, mit der rechten hielt er bereits die Waffe umklammert. Plötzlich spürte er die innere Kälte. Sie überfiel ihn oft, wenn er dicht vor einem entscheidenden Einsatz stand. Vorsichtig zog er die Tür auf, bis der Spalt armbreit war und er hindurchschauen konnte.

Die Stimmen und das Lachen der Männer interessierten ihn. Beides

war glücklicherweise so leise zu hören, daß Dennings aufatmete. Wo sich die Männer aufhielten, wußte er nicht, jedenfalls stand er in einem kleinen Flur oder einer Diele. Viereckig angelegt, mit Haken an den Wänden, wo Kleidungsstücke hingen.

Er sah einen Regenmantel, zwei Overalls und die Mütze des Kapitäns. Ein verziertes Phantasiegebilde mit Anker.

Sacht zog er die Tür hinter sich zu. Unter zwei Türen konnte er jetzt wählen. Die eine war sehr schmal. Das Mahagoniholz glänzte im Licht des Deckenstrahlers.

Die breitere Tür mußte zu seinem Ziel führen. Auch sie bestand aus Mahagoniholz, und hinter ihr hörte er die Stimmen jetzt deutlicher. Dennings ging bis zu seinem Ziel vor, bückte sich dort und legte sein Ohr an die Tür.

Was gesprochen wurde, verstand er nicht, aber er ging davon aus, daß es sich um zwei bis drei Personen handeln mußte. Eine hustete. Drei gegen einen!

Die Spiele kannte er. Sie waren immer heiß. Bisher hatte Dennings Glück gehabt, weil der Überraschungseffekt stärker gewesen war, als die Bewaffnung der anderen.

Aber die Situation war nie gleich. Er wußte auch nicht, wer den Kapitän dieses Schiffes besucht hatte. Das hatte ihm sein Informant leider nicht mitteilen können.

Die Dealer reagierten oft genug wie Klapperschlangen. Wenn sie sich in die Enge getrieben sahen, drehten sie durch und wurden brandgefährlich.

Er hörte ein häßliches Kichern. Es klang, als hätte sich jemand verschluckt.

Dadurch waren die Typen sicherlich abgelenkt, und Dennings beschloß, die Gunst der Sekunde zu nutzen. Er stieß die Tür auf!

Sie saßen am Tisch wie Pokerspieler, waren völlig ahnungslos und

schreckten erst zusammen, als Dennings schon im Raum stand, sie mit der Waffe bedrohte und die Tür mit der freien Hand wieder hinter sich zuschob.

Drei Köpfe drehten sich in seine Richtung. Sechs Augen starrten ihm ins Gesicht.

Dennings nickte nur. »Hi«, sagte er und bewegte seine Waffe im Halbkreis. »Da scheine ich ja gerade rechtzeitig gekommen zu sein.«

Niemand gab eine Antwort. Dennings sah sich die Kerle an. Der Kapitän hatte seine Uniformjacke hinter sich über die Stuhllehne gehängt. Er trug ein weißes Hemd mit dicken Schweißflecken unter den Achseln. Sein Gesicht war hager, die Haut hatte einen gelben Ton. Unter der Tropfnase wuchs ein dunkler Schnauzbart, der sogar noch die Oberlippe bedeckte.

Die andern beiden kannte Dennings. Sie waren Dealer aus der Londoner Szene. Zwei große Mulatten, die mal als Tänzer gearbeitet hatten. Später, als sie die Dreißig überschritten hatten, waren sie ins Rauschgiftgeschäft eingestiegen. Diese Typen waren sehr schnell mit dem Messer. Ihre Kleidung zeigte eine billige Eleganz. Sie trugen Straßschmuck auf den Jacken und erinnerten schon an Frauen.

»Ach, Dennings«, sagte einer.

»Richtig.«

Der Kapitän reagierte sofort. »Ihr kennt dieses Arschloch?«

»Leider. Ist ein Bulle.«

»Was will der denn hier?«

»Nur den Puder.«

Und dieser Puder stand auf dem Tisch. Ein Plastiksack, randvoll mit Heroin.

Dennings ging zur Seite, so daß er neben dem Tisch, aber schräg hinter dem Kapitän stand. Der war bleich geworden und zuckte nervös mit dem Mund. Dann hatte er sich überwunden und schob seine Hand vor. Er wollte nach dem Sack greifen.

Dennings trat gegen sein Bein. »Laß das!«

»Verdamm!« Der Knabe regte sich auf. »Das ist mein Schiff...«

»Weiß ich.«

»Du hast hier nichts zu suchen, Bulle.«

»Im Normalfall nicht, aber wenn ihr Puder mitbringt...«

»Was?«

»Reden Sie nicht«, sagte Dennings. »Her mit dem Zeug!«

Keiner rührte sich. Dennings wollte den Sack an sich nehmen. Die Dealer hofften, ihn dabei erwischen zu können. Sie saßen sowieso auf dem Sprung. Zwar lagen ihre beringten Finger auf dem Tisch, das hatte aber nichts zu sagen. Die beiden Dealer gehörten zu den geschmeidigen und schnellen Leuten, die jede Chance nutzten, einen anderen zu überwältigen.

»Okay, dann steht auf!«

Der Schnauzbart machte den Anfang. Er schraubte sich von seinem Sitzplatz in die Höhe. »Glaube ja nicht«, sagte er, »daß du damit durchkommst!«

»Abwarten.«

Er ging zur Wand, wo er sich anlehnen mußte. Einen Schritt davon weg, die Beine gespreizt, den Körper nach vorn gebeugt und die Hände gegen das Hindernis gestemmt.

»Sie scheinen Erfahrung zu haben«, meinte Dennings locker. »Und jetzt ihr beide.«

Die Dealer grinsten breit. »Da kommst du nicht raus«, sagte einer von ihnen.

»Wetten doch.«

»Nein, Dennings, diesmal nicht. Du bist in der Branche zu bekannt. Es gibt jemand, der ein Kopfgeld auf dich ausgesetzt hat. Viele wollen es sich verdienen.«

»Ihr aber nicht. Im Knast könnt ihr darüber nachdenken.«

Sie lachten, als sie aufstanden.

Dennings war klar, daß seine Chancen nicht zum besten standen. Um hier herauszukommen, mußte er Nerven wie Stahlseile haben. Er durfte keine Fehler machen. Wenn es dem Kapitän gelang, die Mannschaft zu alarmieren, jagten sie ihn wie einen räudigen Hund. Das hatte er schon einmal erlebt. Da war er nur mit Ach und Krach entwischt. Die Narbe des Messerstichs zog sich noch jetzt wie ein breiter Streifen über die Haut an seinem Rücken.

»Ihr stellt euch neben ihn, Freunde. Und legt mal eure Zahnstocher ab. Ich weiß, daß ihr gut mit dem Messer seid. Das hat sich sogar bis zu uns herumgesprochen.«

Sie griffen unter ihre Jeansjacken. Da sie mit den Klingen artistisch gut umgehen konnten, war Malcolm Dennings sehr vorsichtig und ließ sie nicht aus den Augen.

Die Dealer schleuderten die Messer zu Boden. »Gut«, lobte Dennings, »und jetzt an die Wand. Ihr kennt das ja. Macht es wie der Schnauzbart.«

»Klar, Bulle, klar.« Einer der beiden spitzte die Lippen zu einem Küßchen. In seinen Augen aber stand Mord.

»An die Wand mit euch!«

Sie gehorchten, drehten sich tänzelnd und stellten sich brav auf. Zu brav, wie der Polizist fand, das sagte er ihnen natürlich nicht. Aber er behielt sie im Auge.

Bevor er die Tüte an sich nehmen konnte, mußte er die drei ausschalten. Dennings hatte da seine eigene Methode. Leichte Schläge auf den Hinterkopf erhöhten bei manchen das Denkvermögen, wie alte Lehrer des öfteren zu sagen pflegten.

Er griff zu härteren Attacken. Der Kapitän sackte zusammen, als ihn der Waffenlauf im Nacken traf. Mit den Handflächen rutschte er noch an der Wand entlang, als wollte er sich daran festhalten. Das schaffte er nicht. Vor Dennings Füßen rollte er sich ein.

Einer der Dealer drehte den Kopf. »Schlag nur nicht so fest, Bulle.

Wir werden noch gebraucht.«

»Ja, im Knast!« Dennings holte aus.

Der Mulatte verkrampfte und faltete sich zusammen. Sein Kumpan hatte Schweißperlen auf der Stirn. Die Haltung hatte er nicht verändert, noch immer stand er auf dem Fleck und starrte auf seinen Freund.

»Na, Benny, jetzt bist du dran.«

»Dennings, du bist eine Drecksau.«

Der Agent kannte diesen Ton. »Weiß ich. Und manchmal muß man das auch sein. Wenn ich mir das Heroin ansehe und bedenke, wie viele Leute ihr damit zu Krüppeln macht, bin ich gern eine Drecksau, weißt du...«

Er hatte zuschlagen wollen, aber etwas warnte ihn. Es war nicht sein Instinkt, und auch Benny rührte sich nicht. Dafür spürte er den Luftzug, der über seinen Nacken strich.

Von der Tür kam er.

Plötzlich war die kalte Flaut da. Dennings mußte sich innerhalb einer Sekunde entscheiden.

Es war eine zu lange Zeitspanne.

Der Schatten hatte ihn genau in dem Augenblick erreicht, als sich Dennings umdrehte. Auch der Revolver in seiner Faust machte die Bewegung mit, aber der Mann kam nicht dazu, abzudrücken, denn im Raum stand der Tod.

Eine unheimliche Gestalt, gekleidet in ein dunkles Blau, mit einem ebenfalls dunklen Gesicht und zwei Totenschädeln als Augen. Der andere war bewaffnet.

Ein langer messerartiger Gegenstand, schon ein kleines Schwert, und es steckte zwischen seinen Lippen. Als der Kerl den Mund öffnete, fiel es hervor und mit dem Griff in seine auffangbereite Hand, die sich bereits in einer Drehbewegung befand.

Malcolm Dennings spürte noch das Reißen an seiner Kehle, den

kurzen mörderischen Schmerz, dann kam die Dunkelheit wie ein finsterer Blitzschlag über ihn, und einen Augenblick später war alles vorbei. Kali würde das erste Glied ihrer neuen Kette bekommen...

Benny stand an der Wand.

Dabei hatte er das Gefühl, ein Eiskeller zu sein. Er traute sich zwar nicht, sich herumzudrehen, aber er schielte zwischen seine Achsel hindurch und sah das Schreckliche.

Der Mulatte kam aus der Szene. Er war abgebrüht, hart, rücksichtslos, aber was man ihm da zu sehen gab, ließ seinen Magen revoltieren. Zudem ging alles blitzschnell, so daß er schon glaubte, einen Traum zu erleben. Er hörte noch Schritte, das Zuklappen der Tür, dann war der Killer wie ein Spuk verschwunden. Und er lebte!

Benny konnte es nicht fassen. Zuerst zitterte er, dann begann er zu kichern, schließlich mußte er lachen und schüttelte den Kopf. Er löste den Griff, fiel gegen die Wand, lachte dort heulend weiter und trommelte auch mit seinen Handflächen gegen die Verkleidung. Es war die Reaktion nach dem Schock.

Schließlich brach er ab. Ein schlürfendes Geräusch war zu hören, als er tief Luft holte. Auf unsicheren Beinen wankte er zur Seite. In einem Einbauschrank fand er eine angebrochene Flasche Rum. Er öffnete sie und nahm einen langen Schluck. Als er die Flasche wieder zurückstellen wollte, zitterten seine Hände so stark, daß sie umkippte. Das Zeug floß aus.

Dann schaute er sich um, und er konnte kaum glauben, was er sah. Auf dem Boden lag Dennings.

Aber ohne Kopf.

Den hatte der andere mitgenommen. Pfeifend atmete Benny ein. Was sollte er tun?

Das Blut wollte er nicht sehen. Er wandte sich ab. Vor seinen Füßen lagen der Kapitän und sein Kumpel.

Auch sie sahen aus wie tot. Sie rührten sich schon wieder. Dennings hatte nicht zu fest zugeschlagen.

Benny wurde noch nervöser. Um die anderen aufzuwecken, trat er ihnen in die Hüften. Sie stöhnten, hörten Bennys zischende Stimme und richteten sich schwerfällig auf.

»Was ist denn?« Einer hielt sich den Kopf.

Benny machte es rauh. Er zerrte seinen Kumpan in die Höhe und deutete auf die Leiche. »Da!«

Zuerst begriff der Dealer nicht. Er befand sich noch halb in einer anderen Welt. »Schau hin, Mensch!«

»Ja, zum Henker.«

»Der ist tot.«

»Wer?«

»Ach, shit!« Benny schleuderte seinen Freund zurück, der mit dem Rücken gegen die Kabinenwand prallte. Aus dem Schrank holte Benny eine neue Flasche Rum und setzte die Öffnung an den Mund seines Freundes. »Los, du Penner, schluck das Zeug! Es hilft dir wieder auf die Beine.«

»Weiß nicht...« Er trank, bis Benny ihm die Flasche wegzog und sich mit ihr an den Kapitän wandte, der den Treffer nicht so gut überwunden hatte. Er ließ sich zwar hochstemmen, schwankte aber von einer Seite auf die andere. Der meiste Rum rann an seinen Mundwinkeln entlang über das Kinn und versickerte in der Kleidung.

Dann hörte Benny seinen Freund heulen. Der Dealer saß auf dem Boden und hatte beide Hände gegen das Gesicht gepreßt. Über die Fingerspitzen hinweg schaute er auf den Torso. Die Laute, die er von sich gab, hatte der andere noch nie bei ihm gehört. Es mußte der Schock sein und endlich das Begreifen, daß hier etwas Furchtbares vor sich gegangen war.

Benny schüttelte ihn durch. »Ja, verdammt, ich habe es gesehen. Da ist einer gekommen.«

»Wer?«

»Ich kenne ihn nicht. Ein Killer, ein Schlitzer, verdammt.«

»Und wir leben!«

»Er wollte nur Dennings.«

Das Heulen hörte auf. Der Dealer ließ seine Hände sinken und griff zur Flasche. Jetzt trank er selbst. Bei jedem Schluck sprangen seine Augen ein Stück vor. Benny mußte ihm die Flasche entreißen, sonst hätte er sie geleert.

Auch der Kapitän kam wieder zu sich. Seine Reaktion auf den Anblick der Leiche ähnelte der des Dealers. Es war ein Wunder, daß keiner von der Besatzung ihn bisher gehört hatte. Benny schüttelte den Mann durch und preßte ihm schließlich die Hand vor den Mund.

»Halt jetzt die Schnauze, Mann, wir müssen etwas tun.«

Der Kapitän nickte.

Benny löste den Griff.

»Wer... wer...?«

»Ich weiß nicht, wer das getan hat. Jedenfalls keiner von uns, das kann ich dir schwören.«

»Die Bullen werden...«

»Gar nichts«, erklärte Benny. Er schüttelte heftig den Kopf. »Sie werden nichts finden.«

»Wieso?«

»Wir packen ihn ein und werfen ihn über Bord. Das ist alles. Sollen die Bullen sehen, wie sie weiterkommen.«

»Aber die wissen doch, daß ihr Kollege hier auf dem Schiff war.«

»Glaubst du wirklich?«

»Klar.«

Benny tippte gegen seine Brust, wo sich das dunkle Hemd spannte.

»Aber ich nicht. Dennings gehörte zu den Ehrgeizigen. Er arbeitete meist allein, verstehst du? Das hat er schon früher getan. Den haben sie losgeschickt, wenn es galt, eine internationale Bande auffliegen

zu lassen. Der war in Indien, in Thailand, überall. Man kannte ihn. Dennings setzte sich über alles hinweg.«

»Aber jetzt...«

»Hast du einen alten Sack?«

»Eine Plane.«

»Ja, die reicht. Wir wickeln die Leiche ein und werfen sie über Bord. Und du hältst dein Maul, capito?«

»Bin doch nicht verrückt.«

»Aber erst will ich Geld sehen.« Der Kapitän dachte schon wieder ans Geschäft.

»Wofür?«

»Der Stoff muß bezahlt werden.«

»Ach so, klar.« Benny trug die Scheine versteckt unter seinem Hemd. Es war nicht wenig Geld, das er dem anderen übergab. Der Kapitän zählte es nicht nach. Er fühlte sich zu mies, steckte die Scheine weg und hatte Mühe, sich zu erheben.

Auf wackligen Beinen ging er zum Schrank. Er schob eine Tür auf. Wetterfestes Ölzeug lag dort. Aber auch eine Plane. Sie schimmerte in einem hellen Gelb.

Die beiden Dealer wickelten die Leiche ein. Der Kapitän saß am Tisch, stierte auf die Platte und schwieg.

»Das Blut mußt du schon selbst wegwischen«, meinte Benny.

»Aber du gehst mit an Deck.«

»Sicher.«

Die beiden Dealer trugen den Toten. Ihre dunkle Haut war bleich geworden. Die Mägen lagen wie Blei. Sie dachten nicht nach, sie sprachen nicht, sie wollten die schaurige Last so rasch wie möglich loswerden. Zum Glück hatte ein Großteil der Mannschaft das Schiff verlassen. Die Leute würden erst in den frühen Morgenstunden zurückkehren. Diejenigen, die an Bord geblieben waren, schliefen zumeist oder hockten in den Kojen und dösten vor sich hin. Zwar gab

es auch eine Deckwache, aber der Kapitän kannte seine Leute besser. Wer des Nachts Wache halten sollte, schlief meist. Die Disziplin auf dem Boot war nicht die beste.

An Deck empfing die drei Männer der frische Wind. Sie schauten über die Reling hinweg, sahen die dunkle Wasserfläche und die Bewegung der Wellen, über deren Kämme hin und wieder ein einsamer Lichtreflex hinweggeisterte.

»Wie ist hier die Strömung?« fragte Benny.

»Im Hafen gibt es keine.«

»Von der Themse her.«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Wirf ihn rein«, sagte der andere Dealer keuchend. »Ich will nicht mehr, verflucht.«

»Ja, mach schon.« Der Kapitän stand da wie ein Häufchen Elend. Er schaute in alle Richtungen und war erst froh, als er den Körper auf der Wasseroberfläche aufschlagen hörte.

Die beiden Dealer standen noch an Deck, beugten sich weit vor und waren beruhigt, als der Tote unterging. In der Dunkelheit sah das Gesicht des Kapitäns aus wie ein weißer Fleck. Er hatte eine Frage:

»Was ist denn mit dem... dem Kopf geschehen?«

»Wissen wir nicht.«

Der Mann starrte Benny an. Kalt fuhr der Wind gegen sein Hemd und ließ ihn frösteln. »Wieso? Hast du nichts gesehen?«

»Nein.«

»Aber du warst da!«

»Klar, nur weggetreten.«

»Dann muß der Killer ihn mitgenommen haben.«

»Das denke ich auch.«

»Und weshalb?«

»Frag mich was Leichteres, Mann.«

Das tat der Kapitän nicht. Er war noch nie ein gläubiger Mensch

gewesen. Jetzt schlug er hastig zwei Kreuzzeichen hintereinander. Aber das ließ mehr auf einen Aberglauben schließen und war bei seinen Landsleuten üblich. Das Geld hatte er bekommen, die anderen besaßen das Rauschgift. Ihre Wege würden sich trennen.

Zehn Minuten später befand sich der Kapitän wieder allein in seiner Kabine.

Die Spuren aber mußte er selbst entfernen, und er wußte noch immer nicht, was dieser Mord für ein Motiv gehabt hatte...

Es war einer dieser naßkalten, trüben Februarstage, wo man keine Lust hatte, das Haus zu verlassen, und sich lieber in den Sessel legte. So jedenfalls ging es mir.

Da ich aber keinen Vater habe, der mein Leben mit seinen Millionen finanzierte, gehörte ich zu den Leuten, die bei Wind und Wetter arbeiten mußten. Man hatte mich angefordert, obwohl es an diesem Morgen noch nicht nach einem Fall für mich aussah.

Selbst die zahlreich vorhandenen Möwen, die über dem Hafen und dem Fluß kreisten, schienen schlechter Stimmung zu sein. Ihr Krächzen klang noch mieser als sonst.

Ich stand da und wartete. Zwischen meinen Fingern verqualmte eine Zigarette. Der Rauch vermischt sich mit dem Dunst, der uns wie ein hauchdünner Schleier umgab.

Die Mordkommission war mit großer Besatzung gekommen. Sogar der Pier war abgesperrt worden. Dahinter lauerten die Reporter, um eine Story zu erhaschen, doch der Chef der Mordkommission, mein alter Freund Chiefinspektor Tanner, gab sich verschlossen wie eine Auster. Ihm hatte ich auch mein Kommen zu verdanken.

Träge klatschten die Wellen gegen die Hafenmauer. Vögel segelten dicht über ihre Kämme hinweg und suchten nach Abfällen. Auch die Möven hatten sich angepaßt. Vor hundert Jahren hätten sie das Zeug bestimmt nicht gefressen.

An diesem Morgen stand meine Stimmung dicht über dem Nullpunkt. Den Burberry hatte ich zugeknöpft, weil der Wind doch unangenehm kühl war.

Ich hatte mich ein wenig abseits aufgestellt, weil ich den Betrieb nicht stören wollte. Der Vorgang war an sich — so schlimm es sich auch anhörte — simpel. Man hatte aus dem Hafenbecken einen Toten gefischt. Und dies kommt nun leider häufiger in London vor. Nur lag dieser Fall anders. Der Tote war ein Kollege von uns, und er besaß keinen Kopf mehr.

Eine Ungeheuerlichkeit, hinter der bestimmt ein Motiv steckte. Ob es mich berühren würde, konnte ich nicht sagen. Mein Freund Tanner rechnete allerdings damit, denn er hatte am Telefon von einem Ritualmord gesprochen.

Der Tote hieß Malcolm Dennings. Ich persönlich hatte ihn nicht gekannt, wußte aber inzwischen, daß er als »Under cover Agent« tätig gewesen war und mehr im Untergrund gearbeitet hatte. Er war beauftragt worden, die Rauschgiftszene zu durchforsten, und da hatte er einige Erfolge errungen, wie man mir mitteilte.

Mehr war mir nicht bekannt.

Ich schaute nach rechts, dem Wind entgegen, sah jenseits des Beckens den breiten grauen Strom der Themse und auch die Aufbauten der Schiffe, die vorbeischwebten. Manchmal sahen sie aus wie durch die Luft gleitende Häuser.

Der Hafen lebte.

Ruhe gab es nicht. Ich hörte das Tuten der Sirenen, das Kreischen der großen Entladekräne und die harten Lautsprecherstimmen der Vorarbeiter, wenn sie ihre Leute antrieben.

Manchmal zuckte das Blitzlicht des Fotografen. Er knipste die Leiche in zahlreichen Einstellungen. Als Tanner kam, trat ich die Zigarette aus. Der Chiefinspektor wirkte wie immer. Er trug einen grauen Stoffmantel, der wie sein Jackett offenstand. Auf der grauen

Weste zeichneten sich Ascheflecken ab, und das Hemd sah auch schon ziemlich zerknittert aus. Darin glich es den zahlreichen Falten im Gesicht des Mannes. Sein Markenzeichen jedoch war sein Hut. Ein alter Filz, der sicherlich schon seine zwanzig und mehr Jahre auf dem Buckel hatte. Wenn man den essen würde, bekam man genug Kalorien mit, so speckig war er im Laufe der Zeit geworden.

Je nach Laune schob Tanner den Hut zurück oder drückte ihn in die Stirn. Jetzt hatte er ihn in den Nacken geschoben, als er vor mir stehenblieb, seine Hände in die Manteltaschen schob und mich verschmitzt angrinste.

»Was ist denn?« fragte ich.

»Jetzt habe ich Sie reingelegt.«

»Wieso?«

»Sonst sind Sie es doch immer, der mich holt. Diesmal mußten Sie mir folgen, und ich sehe es Ihrem Gesicht an, daß Sie sich überhaupt nicht wohl fühlen.«

»Das stimmt. Ich wäre lieber zu Hause geblieben.«

»Nicht im Büro?«

»Das ist noch schlimmer. Da hätte ich Akten wälzen müssen.«

»Was Suko für Sie übernimmt.«

»Hoffentlich.«

Tanner blieb stehen und drehte nur den Kopf. Mit dieser Geste meinte er den Toten. »Dennings ist unser Problem, Sinclair.«

»Glaube ich auch. Hatte er Feinde?«

Tanner nahm seine linke Hand aus der Tasche und winkte ab.

»Feinde en masse. Er reicht nicht an Sie heran, aber in London laufen genügend Gestalten herum, die ihm gern eine Kugel verpaßt hätten.«

»Dann hat er den Dealern auf die Zehen getreten.«

»Stimmt. Aber nicht nur.« Tanner fuchtelte mit den Händen herum. Ich drückte meine Haare zurück. »Haben Sie da Namen?«

Tanner zählte einige bekannte Gangstergrößen auf und stoppte bei Logan Costello, der auch zu meinen Intimfeinden gehörte. Costello war der absolute Boß. Ohne seine Einwilligung lief nichts in der Londoner Unterwelt. Costello hatten wir bisher nicht packen können. Zudem hatte er sich des öfteren mit schwarzmagischen Kräften verbunden. In der letzten Zeit allerdings war es still um ihn geworden. Das heißt, er hatte meine Fälle nicht mehr tangiert.

»Glauben Sie, daß Costello hinter dem Mord steckt?« fragte ich den Chiefinspektor.

»Ich habe da so meine Zweifel.«

»Berechtigte Zweifel?«

»Das muß ich herausfinden. Deshalb wollte ich ja, daß Sie kommen, Sinclair. Ich muß mit Ihnen darüber reden.«

»Bitte.«

»Lassen Sie uns ein Stück gehen.«

Ich hatte nichts dagegen, fragte aber, als wir uns in Bewegung gesetzt hatten: »An welch einem Fall hat Dennings zuletzt gearbeitet?«

Tanner blieb stehen und bog an seiner Hutcrempe herum. »Eine verdammt gute Frage, John. Nur kann ich keine Antwort darauf geben.«

»Sie wissen es nicht?«

»Nein.«

»Gut, er war nicht Ihr Mitarbeiter...«

»Auch sein Vorgesetzter weiß nichts.«

»Ach.«

Tanner lachte. »Da haben wir wieder einmal die Nachteile des Under cover Agent. Er ist für seine Taten voll verantwortlich, braucht sich nur in sehr dringenden Fällen mit seinem Vorgesetzten zusammenzusetzen und hat es ansonsten nicht nötig, ihn zu informieren.«

Ich dachte an den fürchterlichen Anblick des Toten und sagte:

»Hätte er sich mal Rückendeckung verschafft!«

»Das stimmt fürwahr.«

»So verlaufen die Spuren im Sand.«

»Es sieht so aus.« Tanner legte mir eine Hand auf die Schulter. »Ich bin ein alter Praktiker, ein Hase, der grau geworden ist. Ich habe jahrelang im Londoner Sumpf gewühlt, eine Nase für Fälle bekommen und spüre einfach, daß hier etwas nicht stimmt.«

»Wieso?«

»Der Mörder war kein Dealer. Der kam nicht aus der Szene.«

»Woher nehmen Sie die Sicherheit?«

»Ich habe viel von der Rauschgift-Szene gehört. Sie ist brutal und menschenverachtend. Es hat auch genügend Morde gegeben, aber diese Leute killen anders. Die schneiden keine Köpfe ab, verdammt. Eine Kugel oder ein Messer, auch hinterrücks, das lasse ich mir alles gefallen, aber so etwas nicht, John.«

»Und woran denken Sie?«

»An einen Ritualmord.«

Ich legte meine Stirn in Falten. »So etwas gibt es natürlich«, murmelte ich.

»Das haben Sie ja schon des öfteren erlebt.«

»Allerdings.«

»Und in London, diesem verdammt Hexenkessel, laufen genügend Typen herum, die zu so etwas fähig sind. Denken Sie doch mal an die Sekten und Vereinigungen, die es hier gibt, von den politischen Kommandos mal abgesehen. Da ist London doch ein brodelnder Kessel.« Er tippte mich an. »Ich sage Ihnen, Sinclair, das ist ein Fall für Sie.«

Ich lächelte. »Sie wollen den Fall loswerden?«

»Nein, nein, nein, nein...« Viermal sprach er das Wort und bewegte beide Hände. »So ist das nicht. Verlassen Sie sich auf meine

Erfahrung. Er muß jemandem in die Quere gekommen sein.«

»Okay, Tanner. Gesetzt den Fall, Sie haben recht, und ich kümmere mich um die Sache, dann müßte ich allerdings mehr über Malcolm Dennings wissen. Wenn schon sein Fall nicht bekannt ist, dann wenigstens der Background. Wie hat er gearbeitet, wo hat er nachgeforscht, wer hat ihn unterstützt? Wie war sein Privatleben? War er allein oder verheiratet...?«

Tanner unterbrach mich. »Langsam, langsam. Das ist zuviel auf einmal.«

»Ich schieße nicht gern ins Leere.«

»Das gleiche gilt für mich, Sinclair.« Er wedelte mit einer Hand. »An die Fälle, die Dennings bearbeitet hatte, kamen wir nicht heran. Aber wir konnten tatsächlich seinen Background erforschen. Malcolm Dennings war nicht verheiratet.«

»Ein Vorteil in seinem Job.«

»Richtig, aber er war auch kein Typ, der von einer zur anderen jagte. Irgendwie hat er bei diesem nervenaufreibenden Job einen gewissen Hintergrund gebraucht. Deshalb war er nicht allein, sondern lebte mit einer Frau zusammen. Sie heißt Sari. So jedenfalls hat er sie genannt.«

»Das klingt...«

»Indisch.«

Ich hatte verstanden. »Dennings lebte also mit einer Inderin zusammen. Stimmt's?«

»Genau.«

Ich sah den schiefen Blick des Chiefinspektors auf mich gerichtet und sah auch sein wissendes Lächeln. »Was haben Sie?«

»Nichts weiter, aber Sie wissen wohl mehr.«

»Ich habe da an den Mord gedacht. Es sieht so aus, als wären möglicherweise keine Europäer am Werk gewesen. Sie verstehen. Außerdem hat sich Dennings des öfteren in Asien herumgetrieben

und auch den indischen Subkontinent nicht ausgelassen.«

»Weshalb war er dort?«

»Rauschgift-Fahndung. Er hat sich seine Partnerin aus Kalkutta mitgebracht.«

Ich schaute über das graue Wasser. »Ihre Theorie kann nicht zu weit hergeholt sein?«

»Möglich, aber man sollte jede Chance nutzen.«

»Das meine ich auch.«

»Werden Sie den Fall übernehmen?«

Ich lächelte dünn. »Zumindest spreche ich mal mit dieser Sari. Ist sie übrigens informiert worden?«

»Ja, sie weiß Bescheid.« Tanner sah die Bedenken auf meinem Gesicht und beruhigte mich. »Wie ich gehört habe, ist diese Sari eine sehr starke Persönlichkeit. Sie hat die Nachricht gut verkraftet. Fahren Sie zu ihr und stellen Sie ihr die anderen Fragen. Nicht die, die wir stellen müssen. Alles klar, Sinclair?«

Ich mußte lachen, ob ich wollte oder nicht. »Verdammtd, Tanner, Sie haben es tatsächlich geschafft, mich neugierig zu machen.«

»Dann ist die Sache gebucht?«

»Ja, Sie können sie abhaken.«

Er schlug mir auf die Schulter. »Ich wußte es doch. Ach, noch eines, hier ist die Anschrift dieser Sari. Sie brauchen nicht lange zu suchen.«

Ich las vom Zettel ab. »Eine gute Gegend.«

»Ja, in der Szene.«

Ich dachte daran, daß ich dort vor einiger Zeit einen schrecklichen Fall erlebt hatte, als man mich mit einem Spiel konfrontierte und ich die drei Gräber bis Atlantis kennenlernte.[\[1\]](#)

»Wann fahren Sie?« fragte Tanner.

»Noch vor dem Mittagessen.«

Er grinste. »So habe ich mir das gedacht, John. Ich glaube, doch

den Richtigen in dir erwischt zu haben -oder?«

Ich verabschiedete mich. »Bis später dann, Tanner...«

Der Raum war nicht nur dunkel, weil es keine Fenster gab, auch mochte der Mann, der hinter einem Schreibtisch saß, die blendende Helligkeit nicht. Er liebte mehr die finsternen Töne, das Flair der Nacht und den Schauer des Geheimnisvollen.

Das hatte er in seiner Heimat Indien begonnen und es auch mitgebracht in die alte Villa, die er in London für einen Monat angemietet hatte. Jeder, der ihn sah, hätte ihn als einen exotischen Gentleman bezeichnet, denn Dr. Rasana trat stets so auf, daß er anderen in angenehmer Erinnerung blieb. Über die wahren Ziele seiner Reise nach London hätte er mit dem Makler nie geredet. Der kannte ihn nur als einen höflichen Geschäftsmann, der nicht einmal wegen der Miete verhandelt hatte. Dr. Rasana hatte sich den europäischen Gegebenheiten angepaßt. Er hatte seinen Turban abgelegt, trug jetzt einen dunkelblauen Anzug und eine dezente Krawatte zum weißen Hemd. Er wirkte konservativ, vornehm und distinguiert. Das mußte so sein, wollte er nicht unangenehm auffallen.

Täglich telefonierte er dreimal mit dem Mahdi. Er war stets beruhigt, wenn er dessen Stimme hörte, wurde jedoch unruhiger, wenn er dem Klang länger lauschte und herausfand, wie schwach der Mahdi letztendlich sprach. Er hatte Mühe, die Worte hervorzubringen, und er drängte darauf, die Kette fertigzustellen.

Das war nicht einfach gewesen. Rasana hatte viele Überlegungen anstellen müssen, um die Namen derjenigen Personen herauszufinden, deren Köpfe für eine Kette geeignet waren.

Seine Tongs hatte er losgeschickt, um den Terror zu verbreiten. Sie würden nicht ohne Beute zurückkehren.

Einer war schon gekommen.

Mit einer Trophäe.

Die Augen des Arztes hatten geleuchtet, als er sie entgegennahm und sie sorgfältig verstaute. Im Laufe des heutigen Tages und der folgenden Nacht erwartete er noch mehrere Köpfe, da er mindestens die Hälfte der Kette zusammenhaben wollte.

Das mußte zu schaffen sein. Die Leute waren gut. Sie ließen sich durch nichts stoppen, nur durch Gewalt. Aber wer war schon stärker als sie? Rasana lehnte sich in seinem Sessel zurück. Es war ein schwingendes Möbel und mit einem guten Polster versehen. Man konnte sich wohl fühlen, arbeiten und auch entspannen. Rasana war gekommen, um nachdenken zu können und sich gedanklich mit der nächsten Zukunft zu beschäftigen, die sich um Kali drehte.

Die Göttin mußte erstarken. Sie hatte Niederlagen einstecken müssen, und dies war unter anderem einem seiner schlimmsten Feinde zu verdanken gewesen.

Mandra Korab!

Sein Kopf sollte ebenfalls die neue Kette der Göttin zieren, aber er war nicht zu fassen gewesen. Durch geheimnisvolle Kanäle war es Rasana gelungen, herauszufinden, daß sich Mandra Korab nicht in Indien aufhielt. Er hatte seinen Palast verlassen und war mit unbekanntem Ziel verreist.

Dies wiederum paßte Rasana nicht. Mandra Korab war ein gefährlicher Mensch. Er stand auf der anderen Seite, verfolgte das Böse, und man konnte ihn ebenfalls als sehr mächtig bezeichnen. Auch ihm dienten zahlreiche Männer und Frauen, er hatte seine Spitzel losgeschickt, vielleicht war es ihm nicht verborgen geblieben, daß man Jagd auf seinen Kopf machte.

Also hatte er es vorgezogen, sich zu verbergen, zu fliehen - obwohl, da war sich Rasana fast sicher, dies überhaupt nicht zu ihm paßte. Korab ging immer drei Schritte vor, aber keinen zurück.

Der Arzt stand auf.

Für einen Moment blieb er nachdenklich neben dem Schreibtisch stehen und schaute auf die Holzplatte, auf die der gelbe Kreis eines Deckenstrahlers fiel. Kein Staubkörnchen lag auf der Platte. Alles war sehr sauber, fast steril.

Rasana drehte sich um. Er ging mit drei großen Schritten auf die dunkle Schrankwand zu. Dort reichte eine Doppeltür von der Grundfläche bis an die Decke.

Der Schlüssel steckte nicht im Schloß. Rasana trug ihn in der Tasche. Er schloß auf und öffnete die beiden Flügel der Tür.

Automatisch leuchteten im Schrank seitlich angebrachte Lampen auf. Sie erhelltene eine schaurige Szenerie.

Auf einem schräg gestellten und in einem offenen Kasten liegenden Samtkissen lag der erste Kopf.

Das Gesicht des Mannes war verzerrt. Die Todesangst stand in seinen Augen. Der Schädel hatte in einer Vertiefung Platz gefunden. Fünf weitere Vertiefungen gab es in dem Samt. Platz für fünf Schädel. Auch für Mandra Korab, den schlimmsten Feind der Todesgöttin. Rasana stand da und schaute in den Schrank. Seine Lippen zuckten. Er sprach mit sich selbst. Es war ein stummes Gebet mit einem fürchterlichen Text, der in den Zeiten der ewigen Dunkelheit geschrieben worden war.

Nach einer Weile schloß er die beiden Türen. Er würde sie erst wieder öffnen, wenn einer der Tongs eine neue Trophäe herbeischaffte. Auf seinem Weg zum Schreibtisch hörte er das leise Klingen. Der flache Apparat stand auf der Platte und war vom Stuhl aus bequem zu erreichen. Rasana setzte sich, nahm erst dann den Hörer ab und meldete sich mit einem vorsichtigen »Bitte?«

Er rechnete auch mit einer schrecklichen Meldung aus Indien, sie traf nicht ein, dafür vernahm er eine volltönend klingende Männerstimme.

»Sie sind es, Rasana.«

»Tut mir leid, aber...«

»Sie brauchen nicht um den heißen Brei herumzureden, Doktor. Wir kennen uns. Sie wollen mich, ich will Sie. Sie wollen meinen Kopf, ich den Ihren. Wissen Sie jetzt Bescheid?«

Der Arzt hatte einen Verdacht, sogar einen sehr schwerwiegenden, doch er traute sich nicht, ihn auszusprechen. »Wer sind Sie?« fragte er statt dessen.

»Das wissen Sie genau!«

»Nein!«

»Doch, Sie kennen mich. Sie geben es nur nicht zu, aus welchen Gründen auch immer. Sie wollen meinen Kopf haben, Rasana. Er fehlt noch in Ihrer Sammlung. Mein Schädel soll den verdammten Mahdi retten. Aber er wird sterben, das kann ich Ihnen schwören. Sie haben mich gesucht und nicht gefunden, aber ich bin da, in England, sogar in London und vielleicht ganz in Ihrer Nähe!«

Dr. Rasana hielt es nicht mehr aus, jetzt verzerrte sich sein Gesicht.

»Mandra Korab!« stieß er hervor. »Genau!«

Scharf atmete der Inder ein. »Also doch«, murmelte er. »Also doch. Sie befinden sich...«

»In London.«

Plötzlich änderte sich die Stimmung des anderen Mannes. »Um so besser, viel besser sogar. Ich freue mich, daß Sie sich in London aufhalten. Es erspart uns viel Arbeit. Sie werden leichter zu finden sein. Meine Helfer brauchen sich...«

»Sie brauchen gar nichts«, erwiderte Mandra. »Ich werde freiwillig zu Ihnen kommen, Rasana. Ich komme und stoppe Sie. Dann könnte es sein, daß Ihr Kopf die Kette der Todesgöttin schmückt. Daran sollten Sie immer denken, Doktor...«

Mit diesem letzten spöttisch gesprochenen Wort legte Mandra Korab auf und unterbrach die Verbindung.

Rasana aber blieb sitzen. Tausend Gedanken zuckten durch seinen

Kopf. Einer jedoch kristallisierte sich immer wieder hervor, eine für ihn schlimme Schlußfolgerung.

Dieser verfluchte Sohn einer räudigen Hündin war ihm zuvorgekommen. Er hatte von ihren Plänen erfahren.

Das paßte ihm nicht.

Vor Wut und Haß ballte der Mann eine Hand zur Faust. Zwischen seinen Fingern quoll es dunkelrot hervor, und schon bald sickerten die Tropfen wie rote Perlen am Handgelenk entlang. Sie fielen auf die Platte des Schreibtischs.

»Nicht mein Blut«, flüsterte Rasana heiser. »Dein Blut soll fließen, Korab, nur deines...«

Um mein Ziel zu erreichen, mußte ich raus nach Notting Hill. Diesen Stadtteil findet man im Westen von London, wo sich die Medienlandschaft zusammen mit Künstlern und solchen, die es noch werden wollen, etabliert hatte. Auch der Musik- und Filmszene begegnete man in diesem Gebiet, wobei es keine eigentlichen Abgrenzungen gab, denn die Szene zog sich quer durch den Londoner Westen. Jeder Mensch ist ja anders, aber mir gefiel diese Schau, die dort abgezogen wurde. Die Leute pfiffen auf die Zwänge, sie lebten nach ihren Regeln. Locker und cool, dabei auch sehr kreativ, denn die Mode, die von den Popgruppen anschließend auf den Bühnen und bei Konzerten vorgeführt wurde, stammte sehr oft ebenfalls aus der Szene des Londoner Westens.

Mit dem Namen Portobello Road verbinden der Londoner wie auch der Tourist nur einen Begriff.

Flohmarkt!

In der Tat war hier permanent Floh markt. Sogar im Winter, dann aber mit weniger Ständen, denn an kleinen Seitenstraßen wurde bei kaltem Wetter nicht ausgestellt.

Ich hatte meinen Bentley in der Nähe abstellen können und

schlenderte zu Fuß weiter. Der Atem dampfte vor meinen Lippen. Über der Stadt lag grau und bleiern der Winterhimmel. Ich ging an den bunten Hausfassaden entlang, sah die Teestuben, die Kneipen, die Stände, die warmen Kohleöfen, an denen sich die Verkäufer aufwärmten, und ich hörte der Musik zu, die aus den Lautsprechern der Transistorradios schallte. Ich ließ mich ein wenig von der herrschenden Stimmung anstecken, die meine trübe Laune vertrieb. Man mußte eben das Beste aus so einem verhangenen Tag machen.

Wer in der Portobello Road wohnte, der wohnte noch lange nicht hier. Ein Widerspruch in sich, aber man muß die Gegend kennen, um dieses Rätsel zu lösen. Die Fassaden der dicht nebeneinanderstehenden Häuser waren nur die eine Seite. Die andere lag dahinter. Die Höfe mit den selbstgezimmerten Schuppen. In manchen gab es sogar Kneipen oder Imbisse.

Auch die normalen Häuser besaßen Anbauten, so daß jenseits der Gehwege tatsächlich ein kunterbuntes Sammelsurium entstanden war, in dem sich zahlreiche Menschen wohlfühlten.

Ich wurde ein paarmal angesprochen. Man wollte mir unbedingt etwas verkaufen. Darauf verzichtete ich. Weder ein alter Teekessel noch irgendwelche Kriegsabzeichen interessierten mich.

Und die Bücher, die man hier anbot, wären etwas für Sarah Goldwyn gewesen. Die Horror-Oma, meine alte Freundin, war tatsächlich auf den Flohmärkten Stammgast. So mancher Fall hatte in diesen Gebieten schon seinen Anfang genommen.

Ich fand das Haus mit der Nummer 82 sehr schnell. Es gehörte zu den alten Gebäuden. Die Fassade leuchtete in einem so hellen Rot, als würde sie brennen. Dafür waren die Rahmen der hohen Fenster giftgrün gestrichen. In der Haustürnische fand ich zwar ein Pärchen in dicker Winterkleidung, zudem auch ein Klingelbrett, aber nicht den Namen Dennings.

»Suchen Sie was?« fragte mich das Girl. Es war schmal und fror.

»Ja, Malcolm Dennings.«

»Der wohnt hinten.«

»Danke.«

Ich ging wieder und tauchte in eine schmale Einfahrt zwischen zwei Häusern. Auch hier sah ich einen Stand. Auf einem Tapeziertisch lagen zahlreiche Bücher und alte Zeitschriften. Das Papier war schon längst vergilbt. Der Verkäufer trank Glühwein, den er sich aus einer Warmhaltekanne eingeschenkt hatte. Er beachtete mich nicht. Im Hof fand ich einen Anbau vor. Er zog sich bis zur zweiten Etage. Zahlreiche Fenster deuteten auf viele Wohnungen hin. Nicht nur der Anbau schmückte den Hof, ich sah auch einen kleinen Garten, daneben den schmalen Schuppen, in dem Tee verkauft wurde. Ich roch auch den Duft von frisch gebackenem Brot. Zwei Kinder kamen mir entgegen, das warme Brot in den Händen. Sie kauten mit vollen Wangen, und ihre Augen leuchteten.

Ich freute mich über diese Szene, denn in der heutigen Zeit wurde leider immer wieder Brot weggeworfen. Man fand es kiloweise in den Abfalleimern der Schulen.

Zur Tür des Anbaus führte eine Steintreppe ohne Geländer hoch. Eine Klingel fand ich nicht. Da die Tür nicht abgeschlossen war, stieß ich sie auf und gelangte in einen Flur. Der Brotgeruch war hier intensiver. Zahlreiche Menschen hielten sich im düsteren Flur auf. Sie hatten eine Reihe gebildet, die bis in die Wohnung hineinführte, wo jemand das Brot im Ofen backte.

Ich unterdrückte meinen Hunger, suchte noch Türen ab, fand Schilder mit Namen, ohne jedoch den von mir Gesuchten zu entdecken. Dennings hatte wahrscheinlich in einer der oberen beiden Etagen gewohnt. Sie waren auch mein Ziel.

Die Treppe war aus Beton gegossen, aber nicht mit einem Teppich belegt worden. Zum Glück existierte ein Geländer, an dem ich mich festhielt, die erste Etage erreichte und auch die Wohnung, auf die es

mir ankam.

Schellen gab es nicht. Ich klopfte sehr forsch und wartete zunächst ab.

»Wer ist da?«

Erst nach einer Weile vernahm ich die fragende Stimme. »Mein Name ist John Sinclair. Ich komme von Scotland Yard und...«

»Das kann jeder sagen.« Aus der weiblichen Stimme war deutlich die Furcht herauszuhören gewesen.

Verständlich, und so handelte ich entsprechend. »Ich schiebe Ihnen meinen Ausweis unter der Tür hindurch!« Gesagt getan. Wieder dauerte es etwas, dann hörte ich, wie sich ein Schlüssel drehte. Die Tür schwang auf. Zuerst bekam ich meinen Ausweis zurück. Danach durfte ich eintreten. Die Frau schloß die Tür hinter mir zu und trat ins Licht der eigentlich dunklen kleinen Diele.

Ich war perplex, wenn nicht von der Rolle. Vorgestellt hatte ich mir eine typische Inderin in ihrem langen Sari, das Gegenteil war der Fall. Vor mir stand eine junge Frau mit gebräunter Samthaut, sehr großen, dunklen Augen, lockigen, schwarzen Haaren und energlänzenden Lederhose, die so eng saß, daß sie jede Körperfalte nachzeichnete. Als Oberteil trug sie einen rostroten Pullover, der bis zu den Hüften fiel und um die Taille von einem Goldlackgürtel gehalten wurde.

»Sie sind Sari?« fragte ich.

»Sicher. Überrascht?«

»Ja, ich hatte eine andere Person erwartet. Zumindest jemand, der anders gekleidet ist.«

Sie lächelte knapp. »Man paßt sich eben an.«

Sari hatte sich gut in der Gewalt. Wenn ich jedoch genauer hinschaute, sah ich schon die Trauer in ihren Augen. Der Tod ihres Freundes mußte ihr sehr nahe gegangen sein. »Kommen Sie ins Zimmer.«

Eine schmale Tür passierte ich noch, dann hatte ich den Flur mit den bunten Bildern an den Wänden verlassen und wurde in einen Raum geführt, der quadratische Maße hatte, zwei Fenster aufwies und mit normalen, hellen Möbeln eingerichtet war.

Zwischen den beiden Fenstern stand ein Schreibtisch. Davor ein Korbstuhl, der von einem Haken an der Decke hing und leicht schaukelte. »Da hat er immer gesessen«, sagte Sari. Ich drehte mich um. Sie stand nahe an einer Bogenlampe und wurde vom weichen Lichtschein umschmeichelt.

»Wegen Malcolm bin ich gekommen.«

»Natürlich.« Sie deutete auf die hohen Kissen, die sich als hellgraue Polster vom dunklen Boden abhoben.

Ich setzte mich und schob meine Beine an dem flachen Holztisch vorbei.

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten, Mr. Sinclair?«

»Einen Schluck Mineralwasser.«

»Gern.« Erst jetzt sah ich die Faltwand, die sie zur Seite schob. Dahinter befand sich eine winzige Küche.

Ich wartete mit einem unguten Gefühl der Bedrückung. Mit jemandem über den Tod eines ihm nahestehenden Menschen zu sprechen, ist nicht leicht. Und gerade in einem solchen Fall, wo jemand so radikal aus dem Leben gerissen wurde.

Sari kam zurück. Als sie das Glas Wasser vor mir absetzte, zitterten ihre Hände.

»Danke.« Ich nahm das Glas und trank einen Schluck. Das Wasser war kühl, es erfrischte.

»Ich... ich habe bereits erfahren, wie Mal ums Leben gekommen ist«, berichtete sie mit stockender Stimme. »Es... es muß furchtbar gewesen sein.«

»Da kann ich Ihnen nur beipflichten, Sari.«

»Und Sie wollen den Mord aufklären.«

»So ist es.«

Sie schaute mich an. In ihren Augen las ich die Frage schon vorher.

»Sind Sie etwas Besonderes beim Yard?«

Ich hob die Schultern. »So direkt will ich das nicht sagen. Ich beschäftige mich mit außergewöhnlichen Fällen.«

»Wie mit diesem Mord.«

»Ja.«

»Und Sie vermuten mehr dahinter?«

»Ja.« Ich lehnte mich zurück. »Möglicherweise hat es nichts mit der Arbeit Ihres Freundes zu tun gehabt. Er war ebenfalls ein besonderer Polizist, ein Under cover Agent, wie Sie bestimmt wissen, aber in der Rauschgift-Szene möchte ich seinen Mörder nicht unbedingt suchen.«

»In welcher dann?«

»Das, Sari, würde ich gern von Ihnen erfahren, wenn es möglich ist.«

Ihr Lachen klang mir bitter entgegen. »Das ist leichter gesagt als getan. Mal durfte mit niemandem über seine Fälle sprechen, auch nicht mit mir.«

»Hat er wirklich nie etwas erzählt?«

»Selten.«

»Also doch.«

»Nur allgemeine Dinge, er wollte mich nicht in Gefahr bringen. Seine Angst um mich war sowieso sehr groß. Er sagte immer: Wenn sie mich einmal kriegen, werden sie auch dich nicht verschonen. Deshalb haben wir uns hier praktisch verkrochen, wo viel Trubel herrscht.«

»Das ist vernünftig«, gab ich zu und wechselte sofort das Thema.

»Sie sind Inderin?«

»Natürlich.«

»Klar, die Frage war etwas dummm. Ich meine es anders. Sie

stammen aus Indien?«

»Ja, ich habe Malcolm dort kennengelernt und bin ihm nach London gefolgt. Das war vor gut einem halben Jahr.«

»War es eine zufällige oder eine rein berufliche Begegnung? Er war schließlich dienstlich dort.«

»Sowohl als auch.«

»Bitte, erzählen Sie.«

»Meinen Sie denn, Mr. Sinclair, daß es etwas mit dem Mord an Malcolm zu tun hat?«

»Ich muß jeder Spur nachgehen.«

»Das müssen Sie sicherlich.« Sie nickte versonnen. »So ähnlich hätte auch Mal sprechen können.«

»Er hat also Spuren verfolgt, damals in Indien?«

»Natürlich. Er war einer internationalen Rauschgift-Gang auf den Fersen.«

»Ging es da nur um Rauschgift?«

Auf Saris Stirn bildete sich eine Falte. »Ich verstehe Sie nicht so recht, Mr. Sinclair.«

»Ich meine, ob es nur um diesen Rauschgift-Fall ging. Oder sind Sie da auch in etwas anderes hineingeraten. Sie wissen doch als Inderin, welche Sekten und Geheimbünde es gibt...«

Sie unterbrach mich, indem sie die Hand hob. »Ja, wo Sie es erwähnen, fällt es mir wieder ein. Das in Indien waren an sich keine richtigen Gangster wie hier in London.« Sie hob die Schultern, weil sie keinen passenden Ausdruck fand. »Ich hatte immer das Gefühl, daß es Mal mit religiösen Fanatikern zu tun hatte, die nebenbei dealten.«

»Sind Namen gefallen?«

»Die Mitglieder der Banden kannte ich nicht. Aber Namen sind schon gefallen.« Sie lächelte plötzlich. »Ich erinnere mich eines Mannes, der uns einmal im Hotel besucht hat. Damals wohnte ich

noch nicht mit Mal zusammen. Er war eine imposante Erscheinung. Groß, kräftig, ein Bilderbuch-Inde, der in jeden Film gepaßt hätte. Er kam, um meinem Freund einige Ratschläge zu erteilen.«

»Erinnern Sie sich noch an den Namen?« fragte ich.

»Den vergesse ich nicht.« Saris Augen begannen zu strahlen. »Er hieß Mandra Korab.«

»Das habe ich mir gedacht.«

Ihre Augen weiteten sich. »Wieso? Kannten Sie ihn?«

»Er ist ein Freund von mir.«

»Das ist etwas anderes.«

»Und Mandra hat Ihnen geholfen?«

»Nicht direkt«, sagte sie. »Aber er gab uns oder vielmehr Malcolm Tips.«

»Über die Malcolm sicherlich mit Ihnen gesprochen hat.«

»Über die Rauschgift-Gang?«

»Auch.« Sie nickte heftig. »Aber da war noch etwas, das wir nicht außer acht lassen sollten. Ich habe damals gewarnt, später aber nicht mehr daran gedacht, doch jetzt fällt es mir wieder ein.« Sie holte noch einmal Luft. »Mandra Korab sprach einige Male von Kali, der Todesgöttin...«

Der Speicher war eigentlich viel zu klein, um als solcher zu gelten. Nur ein Kind konnte dort aufrecht stehen, und der alte Mann, der dort oben seinen Taubenstall hatte, mußte gebückt stehen, wenn er sich mit den Tieren beschäftigte.

Josh lebte seit seiner Geburt in diesem Viertel um die Portobello Road. Er hatte vieles erlebt, den Ersten Weltkrieg als Kind, den Zweiten an der Front auf dem Festland. Und als »Erinnerung« hatte er ein steifes linkes Bein.

Nach dem Krieg war er schmählich abgefunden worden, später war auch nie Zeit für Helden gewesen. Es ging ihm immer schlechter, bis

die jungen, so verrückt gekleideten Leute kamen und ihn, den Alten, einfach in ihre Mitte nahmen.

Sie kümmerten sich um ihn. Er bekam auch wieder ein richtiges Zimmer, und sie erfüllten ihm den alten Traum, die Taubenzucht. Natürlich profitierten sie auch von Josh. Oft genug saßen sie des Abends zusammen und lauschten seinen Erzählungen, die er aus einem reichen Erfahrungsschatz zum besten gab.

Dreimal pro Tag besuchte er seine Tauben. Am Morgen, am Nachmittag und schließlich bei Einbruch der Dunkelheit. Die Tiere kannten ihn. Wenn er kam, war der Speicher von ihrem Gurren erfüllt. Sie begrüßten ihn eben auf ihre Art und Weise, und der alte Josh freute sich immer mit. Auch an diesem Nachmittag war er wieder bei seinen Tauben. Er hatte Futter mit hochgenommen und streute es von oben her — ähnlich wie bei der Fischfütterung in einem Aquarium — in die Käfige hinein. Dabei redete er mit seinen Tieren und bemerkte auch ihre Unruhe.

»Nein, nein, meine kleinen Freunde. Ihr kommt nicht raus. Erst wieder, wenn ich sicher bin, daß es nicht schneit. Es ist zu kalt. Auch für mich ist es das.« Der alte Josh nickte, zog seine enge Strickjacke noch fester und schob die Hand durch seinen Bart.

Fünf Tauben besaß er. Auf alle war er gleichermaßen stolz. Er klappte die Käfige an ihren Oberteilen wieder zu, ging zurück und schrie kurz auf, als er gepackt und nach hinten gerissen wurde. Im nächsten Moment erstickte sein Schrei, denn eine Hand legte sich auf seinen Mund. Eine zweite umklammerte seine Schulter, wirbelte ihn herum und stieß ihn von sich.

Wie ein müder Vogel flattert, so taumelte der alte Mann über den Speicher. Ein Deckenbalken stoppte seinen Lauf, und Sterne blitzten vor den Augen des Alten auf. Er riß sich aber noch einmal zusammen. Sein Blick fiel auf die furchtbare Gestalt. Er sah nur das Gesicht, den Mund mit dem breiten Messer darin, und er schaute in

die Augen, in denen kleine, weiße Totenköpfe leuchteten.

Dann erwischte es ihn.

In den Knieen wurde er schwach, drehte sich dem Boden entgegen und blieb liegen. Aus einer Kopfwunde sickerte Blut und verteilte sich zwischen seinen grauen Haaren.

Der Weg für den Eindringling war frei. Er kümmerte sich nicht um das aufgeregte Gurren der Tauben. Sein Weg führte zu dem kleinen Fenster, das er mit einem Ruck aufriß.

Die kühle Winterluft strömte gegen sein Gesicht. Diesmal war es von keinem Tuch verdeckt. Nicht alle Mitglieder der Tongs waren Inder. Dieser Mann ebenfalls nicht. Er gehörte der Rasse der Malaien an. Ein vom Körperbau her kleiner Bursche, jedoch ungemein wendig und kraftvoll. Das bewies er, als er sich am Rahmen des Fensters in die Höhe zog und auf das schräge Dach schwang.

Geduckt blieb er dort hocken und starrte in die Tiefe. Der Hof lag unter ihm. Er sah die Menschen, er schaute auf die Dächer der Baracken, auf die Fassaden der Hausrückseiten, die den Hinterhof abgrenzten, und er hoffte, ungesehen an sein Ziel zu gelangen. Flach blieb er auf den Dachpfannen liegen, schaute noch einmal in die Runde und robbte dann, parallel zur Rinne und flach gegen die Pfannen gepreßt, weiter. Er schreckte einige Spatzen auf, die in der alten Rinne hockten und nach Nahrung suchten. Über ihn strichen sie hinweg. Unten im Hof und auf der Straße pulsierte das Leben. Über das Dach aber bewegte sich der Tod in Form eines Menschen, der bereit war, ein Leben auszulöschen.

Der Malaie besaß einen sicheren Instinkt. Er wußte genau, wohin er wollte. Das zwischen seinen Lippen steckende Messer verzerrte sein Gesicht zu einer bösartigen Grimasse. Die kleinen Totenköpfe in seinen Augen bewegten sich zitternd, als würden sie in einer glanzlosen Puddingmasse schwimmen.

An einem schmalen Schornstein glitt er vorbei. Blaßgrauer Rauch quoll aus der Öffnung. Er wurde nach unten und gegen den einsamen Killer gedrückt. Es war ihm egal, aber er änderte bereits seine Richtung und glitt im stumpfen Winkel auf die Dachrinne zu.

Sehr schnell hatte er sie erreicht, umklammerte sie mit beiden Händen, bevor er seinen Oberkörper über das Dach hinwegschob, um nach unten zu blicken.

Sehr lange konnte er in dieser Haltung nicht verharren. Man hätte ihn zu leicht vom Hof her sehen können. Er wollte sich auch nur überzeugen, ob sein Gefühl ihn nicht getäuscht hatte.

Das zweite Fenster von oben war es. Dahinter lag ein Raum, in dem eine junge Frau saß. Eine Inderin, die Kali tödlich beleidigt hatte. Dafür sollte sie büßen.

Auch für ihren Kopf war ein Platz an der Kette reserviert...

Kali, die Todesgöttin!

Mir wurde plötzlich eiskalt. Eine große Hand schien sich auf meinen Rücken gelegt zu haben. Ich blieb still sitzen, bewegte nicht einmal die Augenlider, und Sari fiel dies auf.

»Was ist mit Ihnen los?« fragte sie.

Sie bekam noch keine Antwort von mir. Meine Gedanken drehten sich um Kali und um das Grauen, das sie und ihre Diener verbreiteten. Die Tongs oder Tugs, wie diese Geheimbünde auch genannt wurden, dienten Kali bis in den Tod. Wer sie auf seine Fahnen geschrieben hatte, der wußte, daß sein Leben verpfuscht war. Nur sah er es nicht so. Für Kali tat er alles.

Rauben, plündern, totschlagen...

Ich hatte schlimme Dinge erlebt. Sogar gekämpft hatte ich vor Jahren gegen sie, zusammen mit Mandra Korab, im tiefen Dschungel Indiens. Sie war furchtbar gewesen. Oft totgesagt, aber immer wieder lebend. Es gab genügend Menschen, die ihr dienten, und

unter dem Deckmantel der Todesgöttin Kali wurden finstere Geschäfte betrieben. Möglicherweise sogar der Rauschgifthandel.

Sari wunderte es noch immer, daß ich nichts gesagt hatte. Sie hielt mich für unwissend und meinte deshalb: »Soll ich Ihnen etwas mehr über Kali sagen?«

»Das brauchen Sie nicht.«

»Dann wissen Sie Bescheid?«

»Sehr gut sogar.«

Sie verengte ihre großen Augen. »Es wundert mich, daß ein Europäer dies sagt. Wieso wissen Sie so gut über Kali Bescheid, Mr. Sinclair?«

»Ich hatte schon einige Male mit ihr und ihren Dienern zu tun. Wie wahrscheinlich auch Malcolm Dennings.«

»Aber nicht hier!« rief Sari.

»In Indien also.«

»Das sagte ich Ihnen schon. Wir waren diesen Rauschgifthändlern auf der Spur. Mandra Korab gab uns Tips, und wir gerieten in die Nähe der Todesgöttin.«

»Wie hat sich das denn genau abgespielt?« erkundigte ich mich. Sie winkte ab.

»Ich selbst war nicht dabei. Malcolm hatte den Einsatz geleitet. Tief im Dschungel fanden sie ein Labor, versteckt in einer Höhle. Dort wurde das Rauschgift hergestellt. Es war für England bestimmt. Die Diener der Göttin Kali schafften es nach Europa.«

»Er hob die Höhle aus, und was passierte danach?«

»Nichts. Außer, daß ich mit nach London ging.«

»Verfolgt wurden Sie nicht?«

»Nein. Dies alles blieb zum Glück hinter uns zurück. Wir dachten überhaupt nicht mehr an die Todesgöttin. Sie war für uns eine Episode aus der Vergangenheit. Mal nahm seinen Job hier wieder auf. Er arbeitete im Untergrund. Natürlich erzählte er mir nichts.

Wenn er Kontakt mit Kalis Dienern gehabt hätte, wäre er nicht stumm geblieben. Allein, weil ich Inderin bin und besser über die Mentalität meiner Landsleute Bescheid weiß.«

Diese Argumente konnte ich nicht widerlegen. Ich stand auf, weil ich mich etwas bewegen wollte. Die Polster waren zwar hoch genug, man sank allerdings tief ein.

Im Zimmer schritt ich auf und ab. Vom Flur her hörte ich die Geräusche. Zwei Männer sprachen miteinander, eine Frau lachte. In das Lachen hinein erklang das Klingeln einer Fahrradschelle.

Hatte ich die Spur schon wieder verloren, die ich glaubte, in den Händen gehabt zu haben?

Auch Sari merkte etwas von meinem Unwillen. »Es tut mir leid, Mr. Sinclair, aber ich kann Ihnen wirklich nicht mehr helfen. Ich habe alles gesagt, was ich weiß.«

»Um Himmels willen, ich mache Ihnen doch keine Vorwürfe! Nein, da brauchen Sie keine Angst zu haben. Ich denke nur nach.«

»Und worüber?«

Ich blieb stehen, hatte eine Hand unter mein Kinn gestemmt und schaute sie an. »Zum Beispiel über Sie!«

»Wieso?«

»Ich mache mir Sorgen.«

»Keine Bange, ich habe es gelernt, stark zu sein. Ich hing sehr an meinem Partner. Jetzt gibt es ihn nicht mehr. Aber die Zeit ist ein Mantel, der alles zudeckt, auch die schlimmsten Wunden, die einem Menschen in der Seele gerissen werden können.«

»Da haben Sie wohl recht«, gab ich zu. »Sie werden darüber hinwegkommen, aber damit ist das Problem nicht gelöst. Ich will Dennings Mörder fassen und muß mich zwangsläufig mit Kali und deren Dienern auseinandersetzen. Das verstehen Sie?«

»Klar. Nur habe ich damit nichts mehr zu tun.«

»Dessen bin ich mir nicht so sicher. Ich gehe davon aus«, fuhr ich

fort, als ich ihren fragenden Blick bemerkte, »daß auch Sie sich in höchster Gefahr befinden.«

»Meinen Sie, daß man mich töten will?«

»So ist es.«

»Das kann ich nicht glauben. Ich habe nichts damit zu tun gehabt.«

»Doch, Sie haben. Sie waren bei ihm. Sie haben Ihren Freund in Indien unterstützt. Sie wissen Bescheid, sie kennen möglicherweise Schwachpunkte, und deshalb werden Sie aus dem Kreislauf der Rache nicht ausgeschlossen.«

Sari erwiderte nichts. Ich sah ihr an, wie sie nachdachte, mich scharf anblickte und nach einer Weile nickte. »Wenn Sie das so sehen, Mr. Sinclair, und ich die Mentalität meiner Landsleute mit ins Kalkül ziehe, wäre es sogar möglich. Sie vergessen nichts, sie wollen nichts vergessen, sie haben nicht vergessen. Und daß sie meinen Freund geköpft haben, entspricht einer uralten Tradition.«

»Deshalb wird es besser sein, wenn ich Sie mitnehme und dafür sorge, daß Sie in Schutzhaft kommen.«

»Bin ich dann sicher?«

»Fast.«

»Ich glaube es nicht. Die Todesgöttin Kali erwischt jeden, den sie erwischen will. Sie ist gnadenlos und grausam. Sie geht allen Spuren nach, die sie finden kann...«

»In Indien vielleicht. Und ich habe schon gegen sie gekämpft, vergessen Sie das nicht.«

Sari lächelte. »Sie können einem Menschen Mut machen, Mr. Sinclair.«

»Das gehört auch zu meinem Job.«

»Gut, wo wollen Sie mich hinschaffen?«

»Zum Yard. Es gibt dort komfortable Zellen, wo es Ihnen an nichts fehlen wird. Sie sind ideal für eine Schutzhaft.«

»Wie lange wird sie dauern?«

»Ich weiß es nicht. Wir werden jedoch alle Hebel in Bewegung setzen, um den Fall zu klären. Vergessen Sie auch nicht, daß Mandra Korab ein Freund von mir ist. Ich rufe ihn heute noch an, damit er auch in Indien eine Spur aufnehmen kann.«

Sari stand auf. »Aber zur Beerdigung von Mal muß ich gehen.«

»Das steht außer Frage. Auch wir werden dort sein. Denken Sie daran, daß Sie nicht allein sind.«

Die Inderin ging um den Tisch herum. »Ich hole mir nur eben einen Mantel...«

»Tun Sie das.«

Sie lief an mir vorbei. Die Helligkeit im Raum veränderte sich etwas, als hätte jemand etwas vor die Fensterscheibe geschoben. Ich drehte mich um.

Plötzlich schrie Sari laut auf.

Eine Fensterscheibe ging zu Bruch. Zahlreiche Splitter und Scherben wirbelten in den Raum. Und sie umschwebten eine furchtbare Gestalt, die sich wuchtig in den Raum hineinkatapultierte, auf die Füße sprang und Sari attackierte...

Ich hatte ihn sehen können.

Dieses breite verzerrte Gesicht mit dem Messer zwischen den Lippen. Eine verdammt lange Klinge, schon fast mit einem Schwert oder Degen zu vergleichen.

Der Mann trug auf seinem Kopf einen flachen Hut, wie man ihn von den Reisbauern in Asien her kennt, aber er war kein harmloser Bauer, sondern ein Tong, ein Mensch, der bereit war, den Tod zu geben und andere gnadenlos aus dem Leben zu reißen.

Sari und ich waren überrascht worden. Vielleicht ahnte sie auch, den Mörder ihres Freundes zu sehen, und sie schaffte es nicht, sich zu rühren.

Wäre ich nicht anwesend gewesen, wäre die junge Inderin

vielleicht schon tot gewesen, so aber sprang ich dem Angreifer in den Weg. Auf halber Strecke erwischte ihn mein Tritt ungefähr in Höhe des Magens. Er wurde in seinem Mordtrieb nicht nur gestoppt, sondern auch zurückgeschleudert. Auf den Rücken schlug er, kam aber wie ein Springball in die Höhe, während ich Sari aufforderte zu verschwinden. Ich hätte besser meine Waffe ziehen sollen, denn der Tong war kampfbereit. Er starrte mich an.

Ich ihn ebenfalls.

Und zum erstenmal konnte ich genau in seine Augen schauen, die keine Pupillen besaßen, dafür kleine, weiße Totenköpfe. War er noch ein Mensch oder schon ein Monstrum?

Jedenfalls stand er unter einem dämonischen Einfluß, würde bis zum letzten Atemzug kämpfen und es mir verdammt schwermachen. Das Messer war aus seinem Mund in die Hand gefallen. Erst jetzt sah ich, wie verflucht lang es war. Damit konnte man schon einen Kopf abtrennen.

Mir war es mulmig zumute. Ich paßte höllisch auf, als sich mein Gegner bewegte. Erging, aber er war nicht zu hören. Wie ein Balletttänzer setzte er seine Schritte, und dabei blieb sein Gesicht ebenso ausdruckslos wie die Augen mit den Totenköpfen als Pupillen.

Ich war so gespannt und auch so sehrauf ihn konzentriert, daß ich es einfach nicht wagte, meine Beretta zu ziehen, weil mich diese Bewegung zu leicht abgelenkt hätte.

Er tänzelte leicht, behielt jedoch seinen rechten Arm unter Kontrolle. Die Messerspitze wies auf mich. Dann kam er vor. Sehr langsam ging er, ich wich zurück, unter meinen Füßen zerknirschten die ersten Glasscherben, und mein Nacken wurde von einem kalten Luftzug getroffen, der durch das zerstörte Fenster wehte.

Er fintierte.

Sehr schnell war er. Ich fiel bewußt auf die Finte herein, weil ich

mir einen Plan ausgedacht hatte. Nach links drehte ich mich weg. Der Stoß würde von rechts kommen.

Er kam auch von dort.

Da aber hatte ich schon eines der Polster gepackt. Wild schleuderte ich es dem Tong entgegen.

Diesmal mußte auch er passen. So schnell war er nicht, als daß er dem Polster hätte entgehen können. Plötzlich verschwanden die Klinge und seine Faust darin. Polster und Messer hingen aneinander fest, ich sah meine große Chance und holte zu einem Sichelschlag aus. Ein anderer hätte ihn bestimmt voll genommen. Auch der Tong wurde erwischt, aber nicht da, wo ich es haben wollte. Die Hand kante traf an einer anderen Stelle, weil er noch blitzschnell ausgewichen war. Er wurde trotzdem zu Boden geschleudert. Dabei zog er noch seine Messerhand aus dem Sitzpolster.

»Wenn du etwas unternimmst, schieße ich dir ein Loch in den Schädel!«

Endlich hatte ich die Zeit gefunden, die Beretta zu ziehen. Er lag vor mir auf dem Rücken, ich stand in einer ziemlich günstigen Entfernung. Zuckte er auch nur mit dem kleinen Finger, würde ich schießen. Der Tong blieb liegen. Hart umkrallt hielt er den Griff des langen Messers. Die Klinge zeigte schräg über seinen Körper hinweg und damit auch zur Seite.

»Weg mit der Waffe!«

Die kleinen Totenkopf-Pupillen bewegten sich zitternd. Ein englischer Killer hätte jetzt aufgegeben, bei Asiaten aber, und erst recht bei den Tongs, war ich mir da nicht so sicher. Die brachten das Unmögliche fertig und reagierten noch, wenn man sie für kampfunfähig hielt. Der hier würde dabei sicherlich keine Ausnahme machen. Zudem stand er unter einem besonderen Bann, denn die Todesgöttin Kali leitete ihn. Sie war sein innerer Motor und ständig vorhanden, wenn auch nicht sichtbar.

Ich wollte hier keine Wurzeln schlagen und wiederholte den Befehl noch einmal. »Weg damit!«

Er reagierte nicht. Aber ich sah in seinen Totenkopf-Pupillen, wie sehr es in ihm arbeitete. Er stand unter einem wahnsinnigen Druck. Einerseits hatte ich die Oberhand gewonnen, andererseits gab ihm Kali die Überlebenskraft.

Sie hatte ihn gestärkt, und jeder Diener war bereit, für sie in den Tod zu gehen.

Er würde mir nicht gehorchen, das wußte ich.

Trotzdem gab es keine andere Möglichkeit. Ich wollte ihn auf die Beine bekommen und ihn dann mit einem Schlag schachmatt setzen. Er bewegte sich.

Seine Füße drehte er, zog dann die Beine an, versuchte mich abzulenken, und plötzlich sprang er hoch.

Ein Irrwisch, trotz des Treffers. Ich sah nur seinen Schatten und hatte das Gefühl, als würden die Totenköpfe plötzlich riesengroß. Ich schoß.

Aus einem Reflex hatte ich meinen Zeigefinger gekrümmmt. Die Kugel verließ die Waffe, sie traf auch, dann hechtete ich nach hinten, denn etwas blitzte vor meinen Augen.

Innerhalb einer winzigen Zeitspanne würde es sich entscheiden, ob mich die Klinge erwischte oder nicht.

Sie huschte vorbei.

Ich aber krachte mit dem Rücken zuerst auf den kleinen Tisch, der unter meinem Gewicht zusammenbrach. Ich selbst fiel zwischen die Trümmer, landete mit der Seite auf den Kissen, rollte mich herunter, berührte den Boden, hörte den anderen schreien und sah ihn auf mich zufliegen. Das war wie im Film.

Er hatte sich abgestoßen und flog einen Halbkreis. Das Messer klebte in seiner Faust, die lange Klinge stach mir entgegen. Ich sah ihn sogar bluten, denn mein Silbergeschoß hatte ihn an der Schulter

getroffen. Dann erwischte ihn mein Fuß.

Der Tritt war sehr hart geführt worden. Er preßte ihm die Luft aus den Lungen, das Keuchen wurde zu einem Ächzen, er kippte zurück, die Klinge senste an mir vorbei, dann hörte ich den Fall und sah den Tong sich mehrere Male überschlagen.

Ich sprang hoch.

Meine Kugel hatte ihn erwischt, er war geschwächt, aber dennoch gefährlich.

Als ich zuschlug, war er wieder auf den Beinen und duckte sich noch in der Bewegung ab. Der zweite Schlag verfehlte ihn ebenfalls, weil ich auf einer Glasscherbe ausrutschte.

Und plötzlich drehte er sich um. Wieder so schnell, daß ich erst begriff, als es zu spät war. Da hatte er bereits das Fenster erreicht und schnellte hoch.

Er war höchstens durch eine Kugel zu bekommen, aber ich konnte ihn nicht in den Rücken schießen. Als ich nach seinem Fuß greifen wollte, war es zu spät. Da rutschte er mir bereits durch die Hand. Halb schon auf dem Dach, drehte er sich noch einmal und stach mit dem Messer zu. An der rechten Seite hatte ich ihn erwischt. Der Stich besaß nicht mehr die Kraft, so konnte ich den Kopf zur Seite drehen, mußte aber einen Fußtritt einstecken. Ich wankte zurück, warf mich wieder nach vorn, um nur noch seine Absätze sehen zu können. Der Tong befand sich bereits auf dem Dach.

Von dort war er gekommen, dort wollte er wieder verschwinden. Aber nicht mit mir. Was er konnte, das schaffte ich auch. Geschmeidig drückte ich mich durch das Fenster, erreichte ebenfalls das Dach und sah ihn, wie er auf dessen Rand zukroch. Er schob sich dabei auf dem Bauch weiter, so hatte er den besten Halt.

Ich folgte ihm auf die gleiche Art und Weise. Zum Glück hatte ich nicht zuviel Zeit verloren, so daß ich ihn stets im Auge behielt. Nicht weit entfernt ragte der Schornstein hoch. Er kam mir vor wie ein

grauer Arm, der mir auch Deckung geben konnte. Mich mit ihm auf dem schrägen Dach einzulassen, erschien mir einfach zu riskant. Deshalb blieb ich in der Nähe des Schornsteins und hielt mich mit der linken Hand daran fest.

So konnte ich mich wenigstens auf die Knie ziehen. In dieser Haltung blieb ich. Meinen rechten Arm hatte ich ausgestreckt, die Mündung wies auf ihn, und ich schrie ihn an.

Er hatte fast den Rand des Daches erreicht, drehte sich jetzt zur Seite und stemmte sich vorsichtig hoch. Dabei hatte der Tong Schwierigkeiten, seinen rechten Arm einzusetzen.

Er verlor Blut. Es pumpte aus der Wunde. Die Kugel mußte eine Ader getroffen haben, er war geschwächt, vielleicht sah er das ein.

»Noch einmal! Weg mit dem Messer!«

Wieder begegnete ich seinem Blick. Die Totenköpfe in den Pupillen schimmerten gefährlich. Zu welcher Reaktion würde er sich entschließen.

Würde er aufgeben?

Es sah so aus, denn er sackte innerlich zusammen. Das war zu merken, ich stieß zischend die Luft aus und wurde im nächsten Augenblick eines Besseren belehrt.

Auf einmal war er wieder da.

Sein Körper spannte sich, er wurde zu einer Stahlfeder. In der linken Hand hielt er jetzt das schwertartige Killermesser, sein unverletzter Arm wirbelte zurück, um sofort wieder nach vorn zu stoßen, da er die Klinge auf mich zuschleudern wollte.

Ich schoß nicht, sondern flog hinter den Schornstein. Er war breit genug, um mir Deckung zu geben, und ich hatte rechtzeitig genug reagiert, denn das Messer traf mich nicht, es fuhr mit einem ratschenden Geräusch am Schornstein entlang, bevor es irgendwo hinter mir verschwand. Sofort danach nahm ich wieder meine alte Haltung ein und sah ihn noch fallen.

Der Tong hatte sich einfach zu nahe an der Dachkante aufgehalten. Unverletzt hätte er vielleicht das Gleichgewicht halten können, so aber war es ihm nicht mehr gelungen.

Über die Kante fiel er hinweg in die Tiefe. Ich hatte soeben noch seine Füße gesehen. Und er fiel schweigend.

Kein Schrei, kein Laut, nur den Aufschlag hörte ich, und das Geräusch traf mich hart.

Sekundenlang schien alles eingefroren zu sein. Erst dann reagierten die anderen. Auf dem Hof befanden sich genügend Zeugen. Als sie den ersten Schock überwunden hatten, wurde aus mehreren Schreien ein einziger Ruf des Entsetzens, der gegen den trüben Winterhimmel brandete und auch das Hofgeviert erfüllte.

Da befand ich mich bereits auf dem Weg zum leicht abgeschrägten Fenster, durch das ich kletterte, in die Wohnung hineinfiel, mich hinstellte und spürte, daß ich am gesamten Körper zitterte. Ich war knapp mit dem Leben davongekommen, und so etwas steckt man nicht so einfach weg. Ich konnte mich nicht ausruhen. Der Hof war mein Ziel, vielleicht lebte der Tong noch und gab mir Informationen über Kali, obwohl ich daran nicht so recht glauben wollte.

Ich verließ das Zimmer. Auf dem Flur standen die Bewohner. Unter ihnen sah ich Sari, die auf die Menschen einsprach. Sie verstummte, als sie mich erblickte.

»Er liegt unten«, sagte ich.

»O Gott.«

Ich ging zur Treppe. Man machte mir Platz. Die Stufen nahm ich schnell. Auch jetzt hatte das Zittern in meinen Beinen noch nicht aufgehört. Der kalte Schweiß lag auf meinem Rücken.

Die Hintertür stand weit offen. Es hatte sich in Windeseile herumgesprochen, was geschehen war. Auch vorn von der Straße liefen die Neugierigen in das Haus und durchquerten den Flur, um den Hinterhof zu betreten.

Ich drängte mich vor, sagte ein paarmal »Polizei« und wurde durchgelassen.

Um den Tong hatte sich ein Pulk aus Menschen gebildet. Ich schob die Leute zur Seite und mußte wieder meinen Beruf bekanntgeben, weil sich die Zuschauer ziemlich störrisch zeigten.

Der Tong lag auf dem Rücken.

Er war tot.

Wahrscheinlich hatte er sich das Genick gebrochen. Das alles vermutete ich, wichtig allein waren für mich in diesem Augenblick seine Augen und die Totenköpfe darin.

Die beiden hellen, kleinen Knochenschädel waren gesplittert, als hätte sie jemand mit einer dünnen Nadel zerstochen. Die winzigen Splitter hatten sich in den Augen verteilt, sie schwammen in einer dicken Flüssigkeit, und ich dachte daran, daß Kalis Zeichen der Macht nun gebrochen worden war.

Sie hatte einen Diener weniger.

Ich kontrollierte sicherheitshalber noch einmal nach, da war nichts mehr zu machen.

Der long hatte es hinter sich. Er war so gestorben, wie es sich für ihn gehörte. Alle Diener der Todesgöttin Kali waren verschwiegen bis in den Tod.

Auch ich hatte keinerlei Informationen bekommen und war praktisch ebenso schlau wie zuvor.

Jemand schob sich dicht an mich heran. Es war Sari, die ebenfalls den Weg in den Hof gefunden hatte.

Sie stand neben mir und zitterte. Fragen stellte sie keine. Die Szene sprach für sich selbst. Dafür sprach ich sie an. »Wenn Sie mir bitte einen Gefallen erweisen und meine Kollegen anrufen würden...«

»Natürlich. Wen?«

Ich sagte es ihr und gab ihr auch die entsprechende Telefonnummer. Ich wollte die Leiche nicht aus den Augen lassen. Ich zündete mir

eine Zigarette an. Während der Rauch in der kalten Luft zerfaserte und mich zahlreiche Gesichter anschauten, dachte ich daran, aus welch einem Motiv der Tong zu uns nach London geschickt worden war. Nur um Rache zu nehmen für das, was in der Vergangenheit einmal gewesen war?

Ich konnte es mir kaum vorstellen. Der Grund für sein Erscheinen mußte ein anderer sein.

Vielleicht wußte Mandra Korab mehr. Jedenfalls stand ein Gespräch mit ihm auf meinem Plan...

Ich fuhr Sari zum Yard. Die Schutzhafträume befanden sich leider im Keller und besaßen auch keine Fenster. An Saris Gesicht las ich ab, wie wenig begeistert sie von ihrer Unterkunft war.

»Es ist nicht anders zu machen«, erklärte ich. »Bis zur Lösung des Falles müssen Sie hierbleiben.«

Sie ließ sich in einen Sessel fallen. »Und wann haben Sie den Fall gelöst, Mr. Sinclair?«

Ich breitete die Arme aus. »Ich möchte ehrlich sein. Ich weiß es einfach nicht. Leicht wird es jedenfalls nicht werden.«

»Das habe ich bemerkt.« Wahrscheinlich dachte sie an den Kampf in ihrer Wohnung. Im nachhinein lief noch ein Frösteln über ihr Gesicht.

»Ich verstehe es ja«, sagte sie leise.

»Wenn Sie etwas möchten, sagen Sie den Beamten Bescheid. Man wird Sie im Rahmen der Möglichkeiten versorgen.«

»Ich danke Ihnen.«

Als ich mich verabschiedete, weinte sie. Mit einem Kloß im Magen schlich ich durch den Gang zum Fahrstuhl.

In meinem Büro warteten Glenda und Suko. Beide zeigten sich nervös.

»Gut, daß du da bist«, empfing Suko mich.

»Wieso?«

»Tanner rief an. Er weihte uns bereits ein. Was bahnt sich da an, John?«

Ich war in der Mitte des Raumes stehengeblieben. »Kali«, sagte ich leise. »Die Todesgöttin hat ihre Fühler nach London ausgestreckt. Das steckt hinter den Mord an Dennings.«

Suko war nicht weniger überrascht, als ich es eine Stunde zuvor gewesen war. Auch Glenda wurde bleich. Sie und Suko wußten, was meine Worte bedeuteten. Kali war schrecklich.

»Und sie hat natürlich ihre Diener geschickt, die hier eine Aufgabe zu erfüllen haben.«

»Mord?« fragte Suko.

»Leider.«

»Weshalb aber Dennings? Er hatte mit Rauschgift zu tun, aber nichts mit der Göttin.«

»Das stimmt nur zum Teil. Ich fand heraus, daß Malcolm Dennings auch in Indien agierte und dort nach den Herstellern des tödlichen Gifts jagte. Dabei stieß er auf Spuren der Göttin Kali. Ihre Diener mußten dahinter gesteckt haben.«

Suko nickte. »Müßte nicht Mandra Korab mehr wissen?«

»Ihn hat Dennings auch kennengelernt. Doch Mandra war nicht unmittelbar beteiligt. Er hat wohl einige Tips gegeben, das war auch alles. Über ihn würden wir wohl nicht weiterkommen.«

»Ich hätte ihn trotzdem angerufen«, sagte Suko.

»Das mache ich auch. Vielleicht kann er uns einige Tips geben.« Ich war schon auf dem Weg in mein Büro.

Suko folgte mir, und Glenda rief uns noch nach, daß sie Kaffee bringen würde.

Am Schreibtisch saßen wir uns gegenüber. Suko sah mein ernstes Gesicht. »Es ist verdammt schlimm, nicht?«

»Sicher. Wir werden uns mit einer Bande von Tongs herumschlagen

müssen. Du weißt selbst, wie brutal und gnadenlos sie vorgehen.«

»Leider.«

»Nur zerbreche ich mir den Kopf über das Motiv«, sagte ich leise.

»Wenn ich nur wüßte, was dahintersteckt. An die alte Rache will ich nicht glauben.«

»Kann ich mir vorstellen.« Suko deutete auf das Telefon.

»Versuche es bei Mandra. Möglicherweise kann er uns weiterhelfen.«

Ich rief noch nicht an, weil Glenda mit Kaffee und Tee kam. Wir bedankten uns. Sie ging wieder, ich ließ mir von Suko Mandras Nummer herüberreichen und versuchte es.

Auch im Zeitalter der Weltraumfahrt und der Lasertechnik ist es manchmal noch ein Abenteuer, wenn man über so weite Entfernungen eine telefonische Verbindung haben möchte. Ich mußte mich in Geduld fassen. Erst beim vierten Wählen vernahm ich ein schwaches Echo. Jedenfalls ging der Ruf durch. Und es wurde abgehoben. Ich verstand natürlich nichts, schrie in den Hörer hinein und nannte ein paarmal meinen Namen.

Die englisch gesprochene Antwort beruhigte mich, deprimierte mich aber, da mir erklärt wurde, daß Mandra Korab nicht anwesend sei.

»Wann kommt er denn zurück?«

»Das konnte man mir nicht sagen. Es hieß, er wäre verreist.«

»Für länger?«

Auch darüber wollte oder konnte man mir keine Antwort geben. Jedenfalls war Mandra nicht für mich zu sprechen.

Ich legte auf, schaute Suko an und sah dessen Kopfschütteln.

»Da stimmt etwas nicht, John.«

»Und was stimmt nicht?«

»Kann ich dir nicht sagen, aber ich habe das Gefühl, hier läuft einiges schief.«

»Es kann Zufall sein, daß Mandra nicht in seinem Haus ist. Du

weißt schließlich selbst, wie oft er verreist. Man kann ja seinen Job schon mit dem unserigen vergleichen.«

»Vielleicht.«

»Und jetzt?«

Ich stand auf. »Gehen wir zu Sir James.«

»Glaubst du, daß er eine Idee hat?«

»Kaum. Nur sollte er über den Fall informiert sein. Die Tongs in London, das ist für mich, als würde ich auf einem Pulverfaß sitzen, an dem bereits die Lunte brennt.«

»Das ist möglich.«

Wir nahmen die leeren Tassen mit ins Vorzimmer. Dort saß Glenda und fragte: »Hat es geklappt?«

»Nein.«

»Er war nicht zu Hause«, präzisierte Suko.

»Was macht ihr jetzt?«

»Wir gehen zu Sir James. Er muß erreichen, daß Dennings Abteilung die Karten aufdeckt. Es ist ja möglich, daß er sich nicht allein in Indien aufgehalten hat. Vielleicht war er mit einem Partner dort. Wenn ja, schwebt auch der in Gefahr.«

»Besser so etwas als gar keine Spur«, meinte Glenda.

»Da hast du recht«, erwiderte ich und verließ mit Suko das Vorzimmer.

Dr. Rasana saß in seinem Büro wie eine Spinne, die ihr Netz aufgebaut hatte, in dem sich die Feinde verfangen sollten. Er war zwar äußerlich ruhig, hatte aber Sorgen. Besonders der Anruf quälte ihn. Mandra Korab befand sich in der Stadt. Und er, Rasana, wußte nicht, wo er steckte. Zwar hatte der andere versprochen, ihn zu besuchen, daran aber wollte der Mann aus Indien nicht glauben. Das konnte ein Bluff gewesen sein.

Dabei brauchte Kali die neue Kette. Und die Zeit drängte, denn sie

mußten noch nach Indien zurück, um der Todesgöttin die neue Kette zu präsentieren.

Auch Dr. Rasana hatte sein gesamtes Leben Kali geweiht. Sie war für ihn der Quell, aus dem er schöpfte. Dabei störte ihn ihre Grausamkeit überhaupt nicht. Er hatte sich ihr verschworen und würde immer auf ihrer Seite stehen. Noch einmal beschäftigten sich seine Gedanken mit Mandra Korab. Wenn er tatsächlich kam, dann hoffentlich so spät, daß die Kette bereits fünf Köpfe besaß. Seiner wäre der letzte gewesen, die Krönung sozusagen.

Einer war geschafft. Ein zweiter Kopf würde folgen. Der einer Frau. Es war die Person, die den Engländer nach Indien begleitet hatte. Auf ihren Kopf wartete er.

Ihm war versprochen worden, daß er im Laufe des Tages eintreffen würde, bisher hatte sich noch nichts getan.

Im Raum war es still. Nur wenn sich der Mann auf seinem Stuhl bewegte, knirschte das Leder. An diese Geräusche hatte er sich gewöhnt. Rasana liebte die Stille. Er meditierte oft, denn in dieser Zeit schaffte er es, mit Kali in Verbindung zu treten. Da schuf er die Ebene, um ihre Gedanken empfangen zu können.

Ein anderes Geräusch unterbrach die Stille. Es waren keine Schritte, kein Kratzen an der Tür, dafür ein leises, unheimlich klingendes Wimmern.

Rasana saß steif da. Sein Blick nahm einen lauernden Ausdruck an, als er sich konzentrierte. Er wußte noch nicht genau, woher dieses qualvolle Jammern kam, aber es mußte sich im Raum befinden.

Er stand auf.

Nur einmal knarrte dabei das Leder, dann stand er vor seinem Schreibtisch und lauschte, während er dabei vorsichtig den Kopf bewegte, um herauszufinden, aus welcher Richtung das Geräusch kam. Plötzlich wußte er Bescheid.

Es war dort aufgeklungen, wo sich die Schrankwand mit dem Kopf

dahinter befand.

Rasana war kein Mensch, der sich leicht fürchtete. Jetzt bekam er doch einen kalten Schauer, und er bewegte sich sehr vorsichtig auf die Schrankwand zu.

Als er vor ihr stehenblieb, schob er seine Unterlippe vor. Er hatte nicht wieder abgeschlossen, so war es einfacher, die Türen zu öffnen. Mit einem heftigen Ruck geschah dies.

Gleichzeitig wurde es im Schrank hell. Sein Blick fiel auf das Samtkissen, auf den Kopf, und er sah den Mund offen. In den Winkeln klebten noch Blutkrusten, aber über die Lippen des Schädelns drang dieses qualvolle, schreckliche Wimmern, über dessen Ursache der Inder nichts wußte. Er stand da wie angegossen. Seine Augen hatten sich geweitet, der Hals war trocken, und er spürte das Brennen.

Weshalb schrie der andere?

Dr. Rasana drückte seinen Oberkörper vor. Er sah direkt in das maskenhaft starre Gesicht dieses schreienden Schädelns und spürte hinter seiner Stirn das harte Pochen.

Er schluckte ein paarmal, bevor er eine Frage stellte. »Weshalb schreist du? Weshalb jammerst du? Gib mir eine Antwort, bitte. Ich will es wissen!«

Er versuchte, den Schädel mit seinen Blicken zu hypnotisieren, das gelang ihm nicht, der andere war einfach zu weit von ihm entfernt, obwohl er in der Nähe lag. Rasana streckte die Arme aus und faßte die kalten Wangen des Kopfes an, das Wimmern blieb und verstummte so abrupt, wie es aufgeklungen war. Die Gesichtszüge erschlafften. Der Unterkiefer fiel herunter, und die Haut war kalt wie brüchiges Eis.

»Was hast du mir sagen wollen?« fragte er. »Was ist geschehen? Was hast du gesehen?«

Der Kopf blieb stumm.

Rasana zog sich wieder zurück. Er war beunruhigt. Sein Plan hatte gestanden, jetzt sah er ihn in Gefahr. Irgend etwas braute sich über seinem Kopf zusammen, von dem er bisher noch nichts wußte. Er mußte es herausfinden.

Er selbst konnte das Haus nicht verlassen und nachforschen. Zum Glück gab es eine andere Möglichkeit.

Dr. Rasana hatte vorgesorgt. Aus Indien war er zwar nach London gekommen, aber nicht ohne Schutz. Er hatte etwas mitgebracht, dem er sein Leben weihte.

Kali!

Es gab sie oft. In vielen Tempeln und an düsteren Stätten stand ihr Abbild. Oft als Steinfigur, aber einige Male auch aus Gold gefertigt und sehr wertvoll.

Nicht überall wurde sie Kali genannt. Es gab einige Menschen in dem großen Land, die sprachen sie mit ihrem eigentlichen Namen an. Er lautete Parwati, und als diese war sie vor langer Zeit die Gemahlin des Gottes Schiwa gewesen.

Auch in der heutigen Zeit noch wurde sie unter diesem Namen angebetet, und sie konnte auch in verschiedenen Gestalten auftreten. Das war das Teuflische an ihr. Dargestellt wurde sie stets als Figur mit vier Armen, so hatte sie sich immer den Menschen gezeigt, das war ihre eigentliche Urgestalt, und auch heute noch war sie unbesiegbar, da sie unter dem Schutz des Gottes Schiwa stand.

Natürlich hatte sie auch Feinde. Da war der Gott Wischnu, der gegen sie und ihren Gemahl kämpfte. Auch Garuda, der Adler, zählte nicht zu ihren Freunden, aber sie hatte es trotz allem geschafft, ihre Macht bis zum heutigen Tag zu festigen.

Ob in Indien oder in der Fremde, gefährlich waren sie und ihre Diener immer.

Ohne den Schutz der Todesgöttin wäre Rasana nicht so weit gereist. Er hatte sie mitgenommen, hier in das Haus schaffen lassen, und am

Zoll war alles reibungslos abgelaufen.

Wer interessierte sich schon für eine Statue, die eine Einführerlaubnis bekommen hatte.

Der Raum, in dem sich Rasana aufhielt, war sehr groß. Aus diesem Grunde besaß er auch mehrere Türen. Eine von ihnen führte zum normalen Ausgang, die zweite dorthin, wo sich der Arzt am wohlsten fühlte. Um seine Sicherheit war er nicht besorgt, deshalb hatte er die Tür zu Kalis Wohnstätte auch nicht abgeschlossen. Vorsichtig öffnete er sie, als hätte er Angst, die Ruhe der Todesgöttin zu stören. Es war ebenfalls ein großer und völlig normaler Raum, den er betrat. An diesem Zimmer war nichts Besonders festzustellen, und trotzdem besaß es das Flair einer Totengruft. Etwas lag in der Luft und wehte gegen ihn. Der Geruch von Moder...

Er kam nicht aus der Tiefe, hier waren keine Leichen begraben, allein die Statue strömte ihn aus. Sie stand inmitten des Raumes, war aus dunklem, leicht glänzenden und an Marmor erinnernden Stein geschaffen worden und wirkte wie eine Königin aus der Finsternis. Sie besaß vier Arme. Die ersten beiden saßen normal an den Schultern, die anderen ein Stück darunter.

Das Gesicht zeigte einen bösen, gemeinen Ausdruck. Die Augen standen leicht schräg, die Nase war geschwollen, und in den Pupillen leuchteten schwach die kleinen Totenköpfe.

Das war ihr Leben.

In der Tat lebte die Steinfigur. Ein unheiliger, finsterer Geist erfüllte sie. Für den normalen Betrachter war nichts davon zu sehen, aber Rasana, einer ihrer größten Diener, wußte mehr — viel mehr. Er ließ die Tür hinter sich spaltbreit offen, als er sich mit vorsichtigen und demutsvoll wirkenden Schritten seiner eigentlichen Herrin näherte. Von der Decke herab hingen zwei Lampen. Es waren normale Kugeln aus Milchglas, die mit ihrem Schein die Statue der Todesgöttin erfaßten, aber nicht direkt erhelltten, denn es sah so aus,

als würde Licht vom Gestein in Höhe der Brust aufgesaugt.

Nur ein matter Glanz blieb zurück, der auch die Grausamkeit des Gesichts deutlich hervorhob.

Die Statue war größer als Rasana. Sie hätte auch nur Kniehöhe erreichen können, er wäre sich immer klein vorgekommen. Er blieb stehen und verbeugte sich vor seiner Herrin so tief, als wollte er mit seinen Lippen den Boden berühren.

Danach richtete er sich wieder auf. Er hielt den Kopf leicht erhoben, der Blick seiner Augen hatte einen leicht bittenden Glanz abbekommen, und der ihn umwehende Todesgeruch war für ihn wie ein duftendes Parfüm. Er bedeutete Leben, er sagte ihm, daß alle Bedingungen erfüllt worden waren, und doch kam er sich wie ein Versager vor, denn er hatte den Kopf schreien gehört.

Das erinnerte ihn wieder an die Kette.

Auch diese Figur der Todesgöttin besaß eine Kette. Sie lag eng um ihren Hals, und die einzelnen Glieder bestanden aus Köpfen. Zwar waren sie aus Stein, aber sie wirkten so echt, als wären sie am Leben und schliefen nur.

Rasana war eng mit Kali verbunden und einer ihrer treuesten Diener. Trotzdem hatte er sich vor dieser Begegnung gefürchtet, denn er wußte nicht mehr weiter und mußte sie um etwas bitten. Hilfe brauchte er, sie sah mehr, und er hoffte, daß sie sich mit ihm in Verbindung setzen würde.

Noch einmal verneigte er sich, dann drückte er seinen Körper nach vorn und kniete nieder. Er preßte die Beine eng zusammen und legte beide Hände auf seine Oberschenkel.

Die Augen hielt er geschlossen. Durch nichts wollte er sich noch stören lassen. Er brauchte die innere Entspannung und die gleichzeitige Konzentration auf die Todesgöttin.

Minutenlang konzentrierte er sich auf sich selbst. Seine Seele mußte rein von anderen Dingen werden, damit sie sich auf die Todesgöttin

konzentrieren und deren Geist finden konnte.

Dr. Rasana hatte das Gefühl, als würde die Welt um ihn herum versinken. Seine Gedanken flogen weit weg. Sie trieben hinaus in die Unendlichkeit zwischen den Welten, wo die Götter wohnten und deren Geister die Kreise zogen auf einer ewigen Suche.

Auch Rasana suchte jemand. Er wollte Kalis Geist für sich gewinnen und ihn um Hilfe bitten.

Es war schwer, ungemein schwer und zehrte an seinen Kräften. Aber auch er als Mensch verstand die Kunst der Meditation. Jahre hatte er benötigt, um fast perfekt zu werden. Vollendet wurde man als Mensch nie, nur nach dem Ableben auf dieser Welt.

Dr. Rasana war völlig in sich versunken. Wäre jetzt jemand gekommen, dieser Eindringling hätte ihn völlig wehrlos erlebt, denn das Sinnen und Trachten des Mannes richtete sich allein an die Welt des Übersinnlichen und des kaum Begreifbaren.

So hatte er sich völlig in den Zustand der Trance versetzt, und Kali, die Todesgöttin, deren Geist ebenfalls in anderen Dimensionen schwebte, spürte den Ruf.

Es war ein verzweifelter Schrei nach Hilfe, den sie aufnahm und sich meldete.

Woher die Stimme drang, die er nun vernahm und die seinen Geist überschwemmte, war ihm nicht bekannt. Es machte den Mann nur glücklich, daß sie überhaupt vorhanden war und ihm antwortete. So hielt er Zwiesprache.

Es wurde ein langes, auf geistiger Ebene geführtes Gespräch, das ihm Mut gab, denn die Göttin stand nach wie vor auf seiner Seite. Sie wollte ihn sogar unterstützen, denn es waren Dinge passiert, die seinem Plan entgegenstrebten.

So hatte er einen Diener verloren.

Kali wußte es und gab die Information weiter. Und sie wußte auch von Mandra Korab, der nach London gekommen war, um die Pläne

zu stören. Deshalb hatte sich Kali dazu entschlossen, einzugreifen, und sie erklärte ihm noch, daß sie eine bestimmte Gestalt annehmen würde. Auf seine Frage hin, welche es sein würde, antwortete sie nicht. Die Antwort würde er irgendwann selbst finden und sich vorerst um den Feind Mandra Korab kümmern.

Mehr teilte ihm Kali nicht mit. Ihr Geist verschwand wieder in den Dimensionen der Unendlichkeit und ließ Dr. Rasana allein zurück. Es dauerte seine Zeit, bis er sich wieder in der normalen Gegenwart zurechtfand. Noch immer kniete er vor der Statue. Sein Rücken war durch die Haltung der Demut gekrümmt, die Hände lagen nach wie vor auf den Oberschenkeln, und aus seinem Mund drang ein tiefer Atemzug. Schweißnaß war sein Körper, die Kleidung klebte daran, er hob den Kopf und schaute in das Gesicht der Todesgöttin.

Hatte es sich verändert?

Noch immer hallte die Stimme in seinem Kopf nach. Ihre Stimme, ihre Worte, die ihm Trost zugesprochen hatten.

Aber gab es einen Ausweg?

Er dachte lange und intensiv über den stummen Dialog nach, und er hatte das Gefühl, als Mensch ins Abseits gedrängt zu werden. Die Aufgabe, die er hatte ausführen sollen, lief nun in eine andere Richtung weiter. Sie veränderte sich, und er glaubte plötzlich daran, daß es nie mehr so sein würde wie zu Beginn.

Sie hatten eine neue Kette für die Todesgöttin Kali erschaffen wollen, um den Mahdi zu retten, nun standen sie vor einer Wand, und Kali selbst mußte eingreifen und sie aufreißen.

Was war nur geschehen?

Hatte jemand den Terror der Tongs gebrochen?

Er dachte noch einmal über das Gespräch nach, suchte nach Einzelheiten, nach Hinweisen und stoppte, als sich seine Gedanken mit der Information über den Tod seines Dieners beschäftigten. Er war umgekommen, doch wer trug dafür die Verantwortung? Jemand

lauerte im Hintergrund, ein neuer Gegner, ein Mann, den Kali auch kannte.

Hatte sie nicht seinen Namen erwähnt?

Rasana dachte nach. Er wischte den Schweiß von seiner Stirn, schaute nach vorn, als könnte ihm die Statue Antworten auf seine bohrenden Fragen geben.

Er bekam sie nicht. Nach wie vor blieb die Göttin stumm. Nur das auf ihr Gesicht fallende Licht ließ sie so aussehen, als würde sie hintergründig lächeln.

So etwas stand ihr auch zu. Sie sollte lächeln, sie mußte lächeln, denn sie wußte viel.

Auch den Namen des Mannes.

John Sinclair!

Es war wie die berühmte Erleuchtung über ihn gekommen. Auf einmal erinnerte er sich wieder. John Sinclair!

Ein Name, der auf ihn wie eine Droge wirkte. Wenn es ging, dann mußte er ihn vernichten. Er trug am Tod seines Dieners die Schuld. Er allein, und er hatte ihn umgebracht.

Dr. Rasana knirschte mit den Zähnen, als er daran dachte. Er holte tief Luft und hatte dabei das Gefühl, als würde der Leichengeruch jede Ader seines Körpers ausfüllen.

Wieder ballte er die Hände.

Dabei biß er die Zähne zusammen, sein Gesicht wurde zur Grimasse, er gab den Händen noch mehr Druck, und es sickerte wieder rot zwischen seinen Fingern hervor.

Blut!

Ja, es war Blut.

Und Blut sollte fließen, wenn der Terror der Tongs über die Verdammten hereinbrach.

Mandra Korab und John Sinclair!

Zwei Namen, die er ausradieren würde, die er einfach löschen

mußte.

»Kali!« flüsterte er rauh. »Du Göttin der Toten! Du mächtige unter den Göttinnen. Ich werde dich nicht enttäuschen. Ich werde zu dir stehen, du hast in mir einen treuen Diener. Solltest du es für richtig halten, den Mahdi sterben zu lassen, werde ich an seine Stelle treten. Ich bringe dir die Körper seiner Feinde. Ich werde sie dir zu Füßen legen, damit du sie zertreten kannst. Nur du...«

Er verneigte sich noch einmal vor der Statue, bevor er sich umdrehte und den düsteren Totenraum verließ. Hart schlug er die Tür hinter sich zu. Dabei war er so in Gedanken versunken, daß er den Mann erst bemerkte, als er fast gegen ihn gelaufen wäre.

Er stand am Schreibtisch, war größer als er, trug eine dunkle Lederjacke, eine ebenfalls dunkle Hose und auf dem Kopf einen weißen Turban. Sein hart geschnittenes, männlich wirkendes Gesicht zeigte eine Starrheit wie die eines Richters, der gleich das Urteil sprechen würde. Rasana wich zurück. Er wurde bleich. Es dauerte Sekunden, bis er sich gefangen hatte. Dabei mußte er sich noch an der Schreibtischkante abstützen. »Mandra Korab!« ächzte er.

»Genau, Dr. Rasana...«

»Ich heiße Scott, Pete Scott und bin derjenige, den sie hier als Mädchen für alles bezeichnen können, Madam. Herzlich willkommen möchte ich nicht zu Ihnen sagen, aber ich werde alles tun, damit Sie sich in diesem Gewölbe wohlfühlen. Falls Sie irgendwelche Wünsche haben, sagen Sie sie mir.«

Sari schaute auf. Sie war zu überrascht, um eine Antwort geben zu können, deshalb sagte sie erst einmal nichts, schaute in das lächelnde Gesicht des etwa fünfunddreißigjährigen Beamten, der einen gemütlichen Eindruck machte. Er wirkte etwas behäbig, auf seinem runden Gesicht lag ein freundliches Lächeln, das auch seine Augen erreichte und deshalb so echt wirkte.

»Danke!« stotterte sie. »Aber ich... ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, Mister...«

»Sagen Sie einfach Pete. Das machen alle hier.«

»Danke, Pete. Ich bin Sari.«

Spontan streckte sie ihm die Hand entgegen.

Scotts Pranke war ziemlich groß. Deshalb faßte er die Hand der Frau sehr behutsam an und schüttelte sie dreimal. Als er sie losließ, stellte er schon die nächste Frage. »Was wünschen Sie sich?«

Sari schaute ihn an und schüttelte den Kopf. »Sie... Sie überraschen mich, Pete.«

»Wieso?«

»Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht.«

Pete grinste breit. »Das macht nichts. Ich lasse Ihnen Zeit, Sari. Zuvor werde ich mal hier aufräumen. Er nahm einen Stapel älterer Zeitungen und Magazine vom Tisch. Leider haben wir hier keine Putzfrau mehr. Die ist eingespart worden. Wollen Sie, daß ich Ihnen etwas zu lesen besorge? Haben Sie auf ein bestimmtes Gericht Hunger? Er deutete auf einen Fernseher. Daneben stand ein Radio. Musik und die Glotze sind vorhanden, die Programmzeitschrift besorge ich Ihnen, und wenn Sie Lust haben, eine Partie Schach oder vielleicht Karten zu spielen, stehe ich auch gern zur Verfügung.«

»Das ist ja toll.«

Pete lachte. »Wir beim Yard wissen, was wir unseren Schützlingen schuldig sind.«

»Das glaube ich Ihnen gern, Pete. Sind eigentlich alle Kollegen so wie Sie?«

»Na ja...« Die Frage hatte ihn etwas verlegen gemacht, und er wand sich geschickt um eine direkte Antwort herum. »Wissen Sie, nicht alle haben den Job wie ich. Die anderen sind mehr an der Front.«

»Wie Mr. Sinclair.«

»So ist es.«

»Aber Mr. Sinclair ist ebenfalls sehr nett und freundlich zu mir gewesen.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Haben Sie auch dienstlich mit ihm zu tun, Pete?«

»Selten. Wir arbeiten auf verschiedenen Gebieten. Ich weiß, was er macht. Ehrlich gesagt, seinen Job möchte ich nicht haben, das können Sie mir glauben.«

»Ich habe es erlebt.«

Pete Scott stand an der Tür. »Ich werde Sie jetzt für einige Minuten verlassen. Wenn ich mit neuen Zeitschriften wiederkomme, müssen Sie sich entschieden haben, was ich Ihnen zu essen bringen soll.«

»Ich werde mir Mühe geben.«

»All right, dann bis gleich.« Er nickte Sari noch einmal freundlich zu und verließ die Zelle.

Tief atmete die junge Inderin durch. Dieser Pete Scott war wirklich ein netter Kerl. Durch seine Art hatte er es verstanden, sie von den trüben Gedanken zu befreien, die einem Menschen automatisch kommen, wenn er in einer Zelle sitzt.

Nicht nur das betrübte sie, es war vor allen Dingen der Tod ihres Freundes, an dem sie schwer zu knacken hatte. Die beiden hatten sich geliebt, sie wollten sogar heiraten, bis dieser grausame Täter ihnen einen Strich durch die Rechnung machte.

Und das fand sie furchtbar.

Inzwischen hatte Pete seine kleine Bude erreicht. Sie lag am Beginn des langen Ganges. Er griff zum Telefon und rief in der Presseabteilung an. Dort trafen stets die neuesten Zeitschriften und Magazine ein, wurden gelesen und ausgewertet. Hin und wieder blieb etwas hängen, gab es Hinweise und Tips.

Man versprach ihm, die Zeitschriften der vergangenen Woche zu schicken.

Pete war zufrieden. Zuvor kam ein Kollege. Es war ein älterer Mann, der kurz vor der Pensionierung stand und sich tagtäglich Gedanken über seine Abschiedsfeier machte. Er konnte sich einfach nicht entscheiden, wen er alles einladen sollte.

»Jetzt habe ich die endgültige Liste fertig.«

Scott lachte. »Meinst du das wirklich, Archie?«

»Ja.«

»Ich nicht.«

»Wirf wenigstens mal einen Blick darauf.«

Pete tat ihm den Gefallen. Es waren fast fünfzig Namen aufgeführt.

»Wird ein teurer Spaß«, sagte er.

»Stimmt. Aber was willst du machen? Ich war schließlich über dreißig Jahre hier.«

»Ist ja deine Sache.« Pete schob dem Kollegen die Liste wieder zu.

Archie faltete sie zusammen und steckte sie ein. »Sag mal, ich hörte, da ist eine Neue gekommen?«

»Ja, das Mädchen stammt aus Indien. Eine reizende Person übrigens.«

»Wer will ihr denn an den Kragen?«

»Keine Ahnung, ich habe sie nicht danach gefragt.«

»Machst du das...?«

»Nein!« wehrte Pete ab. »Ich habe einen Blick für Menschen. Es ist besser, wenn ich sie damit nicht behellige.«

»Klar, du mußt es wissen.« Archie ging wieder. »Vielleicht bleibt die Liste«, sagte er.

Pete lachte hinter ihm her und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Er dachte daran, daß er bald abgelöst wurde und mit seinem Moped durch den kalten Wintertag fahren mußte.

Der Bote der Presseabteilung kam.

Er knallte die Zeitschriften auf den kleinen Schreibtisch, und Pete nickte beeindruckt. »Das ist eine Menge.«

»Sie haben keine Zahl angegeben.«

»Schon gut, okay.«

»See you.« Der Bote verschwand.

Pete dachte daran, daß sich Sari bestimmt noch nicht entschieden hatte, was sie zu sich nehmen wollte. Deshalb blätterte er selbst in den Zeitschriften. Er hatte die Beine hochgelegt. In dieser Haltung ließ es sich aushalten.

Pete blätterte Seite um Seite um. Das Knistern der Seiten übertönte Schritte. Auf dem Gang kam jemand.

Zu sehen war nur ein Schatten, der gefährlich leise näher kam. Pete Scott war ahnungslos. Er freute sich sogar, da er eine Zeitschrift erwischt hatte, die für Männer gemacht wurde. Scharfe Miezen in aufreizenden Posen schauten den Betrachter lockend an. Pete war kein Kostverächter und blätterte genüßvoll weiter. Es sollte allerdings die letzte Zeitschrift sein, die er durchschaute, danach würde er in die Zelle gehen und der Inderin die Magazine bringen.

Der Schatten erreichte sein Büro.

Er wurde länger, als er um die Ecke bog. Kaum ein Geräusch war zu hören. Und Pete war mit den nackten Girls beschäftigt. Bis es über ihn kam.

Er spürte den plötzlichen Druck, der seine Kehle umspannte, wollte Luft holen, schaffte es nicht mehr, weil der brutale Griff ihm den Hals zusammendrückte.

Er kippte nach hinten.

Noch hatte er den Würger nicht gesehen, und er bekam ihn auch nicht zu Gesicht, denn sehr schnell tanzten die roten Schleier vor seinen Augen. Verzweifelt schlug er um sich, strampelte auch mit den Beinen, doch es war nur mehr ein kurzes Aufbäumen. Gegen das brutale Schicksal kam er nicht an.

Der Würger war stärker.

Und der Widerstand des Mannes erlahmte. Seine Knie hämmerten

noch vor die Schreibtischkante, es war die letzte Reaktion, bevor er zusammensackte und der Tod seine langen Schattenfinger nach ihm ausstreckte, um ihn in das Nichts zu ziehen.

Der Würger drückte die Gestalt samt Stuhl wieder nach vorn. Für einen Moment blieb Pete Scott steif sitzen, dann kippte er nach vorn und schlug mit dem Gesicht auf die Schreibtischplatte. So blieb er liegen.

Der Würger aber, der von keinem Zeugen gesehen worden war, verließ so lautlos, wie er gekommen war, den kleinen Raum. Er lächelte kalt, denn er wußte, daß der Terror der Tongs auch vor New Scotland Yard nicht haltgemacht hatte.

Irgendwo hatten auch die Starken ihre schwachen Stellen...

Superintendent Sir James Powell gab sich nicht nur sehr besorgt, er war es auch. Seine Stimme klang noch leiser als sonst, und er schaute uns nachdenklich an.

»Tongs!« flüsterte er. »Das es so etwas noch gibt.«

»In Indien sind sie noch stark vertreten.«

»Das glaube ich Ihnen. Aber was wollen sie in London? Wo sehen Sie da die Verbindung?«

»Malcolm Dennings«, sagte ich.

»Meinen Sie wirklich?«

»Aus welchem Grunde sollte man ihn sonst umgebracht haben?«

Sir James nickte. »Die Sache muß lange zurückliegen. Sie waren dabei, als ich mit seinem Chef telefonierte. Nur er ist eingeweiht worden. Es war eine reine Rauschgiftsache, die Dennings zu bearbeiten hatte. Nicht eine Spur wies nach Indien.«

»Wohin dann?« fragte Suko.

»Hier in den Hafen. Dort soll ein Schiff liegen, das sich Dennings näher angeschaut hat.«

»Wie lautet der Name?«

»Das wußte wohl nur er.«

»Manchmal ist es besser, wenn man jemand einweicht«, kommentierte ich.

»Wie recht Sie haben, John. Nur kommen wir so nicht weiter. Das Kind ist nun mal in den Brunnen gefallen.. Niemand kann es wieder hervorholen. Wir sollten Dennings vergessen. Wenigstens seinen Job hier in London. Fangen Sie von vorn an.«

»Das ist gut gesagt, aber wo?«

»Dennings Freundin?«

»Wurde auch kaum eingeweiht.«

Sir James nahm einen Schluck von seinem kohlensäurefreiem Wasser und verzog das Gesicht. »Die Frau ist aber unsere einzige Hoffnung. Wir sollten sie mit einbeziehen.« Er blickte Suko und mich an. »Wissen Sie, was ich damit sagen will?«

»Ja, Sir«, sagte Suko. »Das Lockvogel-Prinzip.«

»Eben.«

Von mir hatte der Superintendent eine Zustimmung erwartet. Ich verweigerte sie ihm, schaute auf meine Schuhspitzen und schüttelte den Kopf. »Nein, da bin ich dagegen.«

»Und weshalb?«

»Weil ich nicht mit dem Leben eines Menschen so einfach spielen will. Wären es normale Gangster gewesen, hätten Sie mich überreden können, Sir. Aber hier haben wir es mit Tongs zu tun, mit Selbstmordkandidaten, mit Kamikaze-Kämpfern, denen das eigene Leben überhaupt nicht wichtig ist. Es zählt nur die Göttin Kali. Sie sehen in ihr die Erfüllung. Vor und nach dem Tod. Ich habe gegen diesen Tong gekämpft und kann Ihnen sagen, daß mir nach dem glücklichen Sieg verdammt die Knie gezittert haben. In die Gefahr, von einem Tong erwischt zu werden, möchte ich Sari nicht gern bringen.«

Sir James nickte.

Er verstand also meine Bedenken. »Und wenn noch mehr Menschen geköpft werden?«

»Das Risiko steht.«

»Wenn Sie keine Idee haben«, sagte Sir James, »müßte ich es auf meine Art und Weise mit einer Fahndung versuchen.«

»Nach Tongs fanden?«

»Natürlich.«

»Das ist fast so gut wie unmöglich«, erklärte Suko. »Überlegen Sie mal, wie groß London ist. Wieviele Menschen leben hier. Kennen Sie die Anzahl der Exoten, Sir?«

»Nein.«

»Da finden wir nichts. Zudem haben die Mitglieder der Geheimbünde stets die Angewohnheit, im dunkeln zu bleiben. Da können wir jahrelang suchen, ohne auf eine Spur zu stoßen.«

»Selbst Sie nicht bei ihren vielen Vettern, Suko.«

»Auch ich nicht, Sir. Diese Tongs halten zusammen. Sie sind wie Schatten, tauchen auf, hinterlassen das Grauen und verschwinden wieder.«

Unser Chef wirkte ebenso ratlos wie wir. Wäre er Amerikaner gewesen, hätte er sicherlich seine Füße auf den Schreibtisch gelegt und ein nachdenkliches Gesicht gezogen. Als sehr konservativer Engländer aber blieb er sitzen und dachte weiter nach.

Das Klingeln des Telefons unterbrach ihn. Er hob ab. Wir hörten zu und vernahmen Glendas Stimme, konnten aber nicht verstehen, was sie zu sagen hatte.

Eine gute Nachricht war es nicht. Sir James' Gesichtszüge erstarnten. Er atmete nur durch die Nase, seine Augen wirkten hinter der Brille noch größer, er bedankte sich für die Information und legte auf.

»Was war?« fragte ich.

»Es hat hier im Haus etwas gegeben!«

Ich sprang hoch. »Was? Betrifft es Sari?«

»Nein, aber dicht in ihrer Nähe. Der Mann, der sie bewachte, wurde umgebracht.«

»Die Tongs!« flüsterte ich und ballte die rechte Hand zur Faust.

»Verdammte Brut...«

Die anderen Kollegen machten Platz, als wir das kleine Büro betraten und die Leiche sahen. Der Arzt schaute uns an und schüttelte den Kopf.

»Da ist nichts mehr zu machen.«

»Wie kam er um?« fragte Sir James.

»Man hat ihn erwürgt.« Der Doc holte tief Luft. »Ich habe schon viel erlebt, auch des öfteren Tote gesehen, die erwürgt oder erdrosselt worden sind, aber hier muß jemand am Werk gewesen sein, der alles in den Schatten stellt. Ein Typ mit gewaltigen Kräften. Wenn Sie sich den Hals des Toten anschauen, werden Sie mir recht geben.«

Obwohl es wahrhaftig keine angenehme Aufgabe war, sahen wir uns den Toten an und fanden die Worte des Arztes bestätigt. Sir James nahm seine Brille und putzte die Gläser. »Was sagen Sie dazu? Tongs?«

Ich hob die Schultern. »Möglich.«

Suko gab ebenfalls einen Kommentar. »Die Mitglieder haben verschiedene Methoden, um Feinde aus dem Weg zu räumen. Wir können uns auf einiges gefaßt machen. Mich macht nur stutzig und auch besorgt, daß es dem Killer gelingen konnte, in den Yard einzudringen, und das trotz der Sicherheitsbestimmungen.«

»Es ist bereits alles abgesperrt worden. Die Durchsuchungen laufen. Sollte sich der Mörder hier noch verbergen, finden wir ihn auch, das kann ich Ihnen versprechen.«

Ich dachte ebenso, aber mir fiel auch etwas anderes ein. Ein sehr

gewichtiges Thema.

Sari!

»Gehen Sie zu ihr«, sagte Sir James. »Und bewachen Sie sie meinewegen rund um die Uhr.«

»Okay.«

Ich lief den kahlen Gang entlang. Sonst war es hier unten leer und still. Die schreckliche Tat aber hatte sich wie das berühmte Lauffeuer herumgesprochen. Die Tür zur Zelle stand offen, ich lief hinein und atmete zunächst einmal tief aus, als ich die beiden uniformierten Kollegen sah, die vor Sari standen.

»Alles in Ordnung?« fragte ich.

»Ja, Sir.«

»Und bei Ihnen, Sari!«

Sie blickte mich aus großen Augen an. »Auch.«

Ich lächelte. »Dann ist es gut.« Den beiden Beamten nickte ich zu. »Für die nächste Zeit werde ich mich um die Lady kümmern. Sie können gehen. Und vielen Dank.«

»Klar, Sir.«

Ich nahm Sari gegenüber Platz, schaute sie an und fragte mich, wie gut sie sich in der Gewalt hatte, denn sie schien mir völlig ahnungslos zu sein.

Das täuschte. »Was ist passiert, Mr. Sinclair?«

»Ich muß es Ihnen sagen, Sari. Jemand wurde ermordet.«

»Hier im...«

»Ja. Es war der Beamte, der...«

Sie ließ mich nicht ausreden und stemmte sich hoch. »Doch nicht etwa der nette Pete Scott?«

»Doch.«

Sari sank wieder auf den Stuhl. Sie war bleich geworden und hatte eine Hand auf die Brust gelegt. »Nein, das ist doch nicht wahr. Er war bei mir, gab sich sehr besorgt, wollte mir Zeitschriften

bringen...«

»Die Zeitschriften lagen noch in seinem Büro.«

Das Mädchen schloß die Augen und ballte die Hände. Erst nach einer Weile sah sie mich wieder an. »Es ist furchtbar!« hauchte sie. »So verdammt schlimm. Ich...« Sie senkte den Kopf und fing an zu weinen. Ich ließ sie in Ruhe.

Erst ihr Freund, jetzt die Person, die sie hatte bewachen sollen. Die Inderin schien die Gewalt nahezu anzuziehen. Wenn es überhaupt einen Zeugen gab, der irgend etwas gesehen haben konnte, dann war sie es allein. Danach wollte ich sie fragen. Zuvor aber mußte sie sich wieder ein wenig gefangen haben.

Es dauerte Minuten. Sie bat um ein Taschentuch, ich gab es ihr, und sie schneuzte sich. »Der Mörder war hier«, flüsterte sie. »Meine Güte, das kann ich mir nicht vorstellen.« Schauer liefen über ihren Körper. »Wie konnte das geschehen?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Hat man ihn denn erwischt? Es ist doch gar nicht so einfach, aus dem Yard zu fliehen. Die Ausgänge sind verriegelt...«

»Dennoch war die Suche bisher erfolglos.«

Sie nickte und starnte ins Leere. Ich beugte mich zu ihr rüber und legte meine Hand auf ihren Unterarm. »Darf ich Ihnen einige Fragen stellen, Sari?«

»Das muß wohl so sein.«

»Mal wieder.«

»Okay.«

»Sie haben sich in dieser Zelle befunden. Ich weiß nicht, ob Sie die Tür verschlossen haben, aber...«

»Moment, Mr. Sinclair. Bevor Sie weiterreden, möchte ich etwas sagen.«

Es fiel ihr schwer, die Worte zu finden. Die Bewegungen ihrer Schultern waren abrupt, dann hatte sie sich gefaßt und begann leise

zu reden.

»Wissen Sie, ich gehöre zu den Menschen, die mit einem Polizisten zusammen waren. Ich kann also Wahrheiten vertragen und denke auch manchmal wie ein Polizist. Davon sollten wir zunächst ausgehen. Deshalb glaube ich, daß der Mord gewissermaßen ein Versehen gewesen ist. Man wollte mich töten und nicht den armen Pete.«

»Daran habe ich ebenfalls gedacht. Nur sehe ich auch einen Haken an der Sache.«

»Und wo?«

»Weshalb ist der Killer nicht direkt in Ihre Zelle gegangen?«

»Keine Ahnung. Hat man ihn vielleicht gesehen?«

»Das wäre die einzige Erklärung, die ich akzeptieren könnte. Der Mörder ist von Pete Scott gesehen worden. Da er keine Zeugen gebrauchen konnte, hat er den Mann getötet.«

Sie nickte.

Ich war noch nicht fertig. »Jetzt passen Sie auf. Wenn der Killer freie Bahn gehabt hat, weshalb ist er dann nicht zu Ihnen gekommen und hat Sie getötet? Wissen Sie eine Erklärung?«

»Natürlich nicht.«

»Mir ergeht es ebenso. Das, was ich erwähnte, ist tatsächlich der springende Punkt oder eine Lücke im Mordplan. Es muß einfach eine Erklärung dafür geben, daß der Killer Sie nicht ›besucht‹ hat.«

»Vielleicht konnte er sich unsichtbar machen.«

Sie hatte wohl mein Lachen erwartet. Daß ich stumm blieb, wunderte sie schon. »Sie sagen nichts, Mr. Sinclair.«

»Nein.«

»Sind Sie so erstaunt? Oder lehnen Sie alles so scharf ab?«

»Im Gegenteil.«

»Soll das etwa heißen, daß Sie an eine Unsichtbarkeit glauben?«

Ich wollte sie nicht in gewisse Fälle oder Geheimnisse einweihen

und hob nur die Schultern. Bevor Sari weiter fragen konnte, erschien Suko vor der Tür, nickte dem Mädchen zu und schaute mich auffordernd an. Ich verstand, was er meinte und stellte die beiden einander vor. Zögernd reichte Sari dem Inspektor die Hand. Auch Sukos Lächeln fiel gequält aus. Vielleicht bildete ich mir es auch nur ein und fragte meinen Partner, ob es etwas Neues gab.

»Leider nicht.«

»Dann ist der Killer also nicht gefunden worden?«

»So ist es.«

Das hatte ich mir gedacht. Jetzt ging wieder alles von vorn los. Verflixt noch mal. Ich schaute auf Sari. Sie mußte meine Gedanken gelesen haben, denn sie fragte: »Bin ich Ihre einzige Hoffnung, Mr. Sinclair?«

»So ungefähr.«

»Dann meinen Sie den Lockvogel.«

»Ich war dagegen...«

»Also doch.«

»Ja.«

»Hm.« Sari dachte nach. Sie schaute an mir vorbei und hob einige Male die Schultern.

Ich ahnte, was hinter ihrer Stirn vorging. »Sie brauchen nicht zuzustimmen. Ich kann von Ihnen nichts verlangen.«

Ihr Blick verlor sich wieder, als sie mir mit leiser Stimme die Antwort gab.

»Manchmal gibt es Momente, wo man nicht anders handeln kann. Da muß man über seinen eigenen Schatten springen. Ich war, wie Sie wissen, Mr. Sinclair, mit einem Polizisten zusammen. Durch ihn kenne ich den Job und den Streß. Ich weiß auch, wie verzweifelt er oft nach Spuren oder Helfern gesucht hat und doch immer allein stand. Sie befinden sich in einer ähnlichen Lage. Ich weiß auch um die Gefahr dieser Tongs. Sie sind grausam, denken Sie an Pete.

Wenn ich all dies bedenke und zusammenzähle, komme ich zu dem Entschluß, daß ich Ihnen helfen will und werde.«

»Danke.«

Sari stand auf. »Ich bin Ihr Lockvogel, John.«

Ich nickte. »Es ist Ihnen doch klar, daß ich an Ihrer Seite bleiben werde, wo immer Sie auch hingehen.«

»Natürlich. Und welchen Ort werden wir zuerst aufsuchen?«

»Das wollte ich Sie gerade fragen.«

Erstaunt blickte sie mich an. »Wieso? Ich kann Ihnen nicht helfen. Die Feinde müssen es...«

»Das ist völlig richtig. Sie, Sari, sind Inderin. Wir haben es in diesem Fall mit einer furchtbaren indischen Mythologie zu tun, verstehen Sie? Diese Mythologie ist nach London transportiert worden. Deshalb müßte es in dieser Stadt einen Hinweis geben, eine Spur. Können Sie sich vorstellen, wo man sich als Inder oder als Tong verbirgt?«

Sari lächelte überrascht. »Sie kombinieren gewagt, Mr. Sinclair.«

»In der Tat. Aber wo soll ich anfangen?«

»Ich kenne London zwar nicht so gut wie Sie, aber ich weiß, welch ein Schmelzriegel diese Stadt doch ist. Hier sind alle Rassen und Nationen vertreten. Jeder hat sein eigenes Viertel. Die Chinesen, die Japaner, die Puerto's, auch die Inder...«

»Stop, Sari. Ich bin nicht der Ansicht, daß sich die Tongs bei ihren Landsleuten verborgen halten.«

»Weshalb nicht?«

»Sie würden auffallen.«

»Aber sie rechnen mit der Angst der Leute. Das ist wie bei der Mafia. Niemand würde es wagen, sie zu verraten. Die Rache der Tongs oder der Todesgöttin wäre schrecklich.«

Den Einwand konnte ich nicht wegwischen und gab ihr nickend recht.

»Und sonst könnten Sie sich nichts vorstellen, wie wir sie herbeilocken...?«

»Doch!«

Sari hatte das Wort so sicher gesagt, daß ich mich wunderte. »Was meinen Sie?«

»Ich kann es mir vorstellen. Vielleicht«, schränkte sie ein.

»Und wo?«

»India Uouse.«

Da hatte sie etwas gesagt. »India House?« wiederholte ich. »Wo befindet sich das denn? Oder was ist das überhaupt?«

»Sie kommen doch aus London, dann müßten Sie es auch kennen. Es ist ein Gebäude in Soho. Ein Tempel, ein Museum, ein Zentrum der indischen Kultur.«

Ich schlug mir gegen die Stirn. »Natürlich, das India House. Mein Gott, wieso habe ich daran nicht gedacht?«

»Da sollten wir hin.«

»Haben Sie einen konkreten Verdacht?«

»Nein, aber jede Völkergruppe, vor allen Dingen dann, wenn es sich bei ihr um eine Minderheit handelt, besitzt doch irgendeine Anlaufstelle. Und bei meinem Volk ist es eben das India House.«

»Waren Sie schon dort?«

»Selbstverständlich.«

»Und ist Ihnen dort etwas aufgefallen?«

»Nein, nicht. Ich meine, es waren keine Tongs anwesend.« Sie lächelte.

»Aber das ist auch einige Zeit her.«

Überzeugt war ich zwar nicht. Da Sari jedoch den Lockvogel unbedingt spielen wollte, hatte ich auch nichts dagegen, mit ihr dieses India House aufzusuchen.

»Na, wie ist es?«

Ich nickte. »Einverstanden. Doch zuvor müssen wir noch einige

Dinge ordnen. Sie brauchen eine schußsichere Weste...«

»Die Tongs schießen nicht.«

»Aber sie haben Messer. Und diese Westen halten auch Messerstiche ab. Glauben Sie mir.«

Sari lachte. »Nein, ich gehe so. Tut mir leid. Entweder...«

Suko erschien. In seinem Gesicht zuckte es. Ich sah ihm an, wie wütend er war. »Was hast du?«

»Nichts, John, gar nichts. Wir haben den Killer nicht finden können. Er scheint sich in Luft aufgelöst zu haben.«

»Vielleicht hat er das wirklich.«

»Wie meinst du das denn?«

Ich winkte ab. »Nur so. Aber Sari und ich haben einen Plan: Sie wird mich als Lockvogel begleiten. Es ist ihr freier Wille. Anders sehen wir kein Chance, an die Tongs heranzukommen.«

Suko wunderte sich. »Stimmt das, Sari?«

»Mr. Sinclair hat nicht gelogen.«

Der Inspektor schluckte. »Na denn. Wo gehen wir denn hin?«

Ich winkte ab. »Nicht wir, Suko, Sari und ich.«

»Du willst mich aus dem Spiel lassen?«

»Ich möchte wirklich mit Mr. Sinclair allein bleiben. Ich kann Ihnen aber das Ziel nennen, Inspektor. Wir werden uns im India House aufhalten. Das liegt in Soho. Dort könnten sie sich vielleicht verborgen halten, denn auch die Tongs müssen in der Stadt einen Ort haben, wo sie sich relativ sicher fühlen. Sie verstehen?«

Mein Freund nickte. »Ja, ich verstehe Sie sehr gut, Sari, aber ich bin nicht davon begeistert.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Laß es uns beide trotzdem versuchen. Du weißt, wo wir uns aufhalten und kannst uns Rückendeckung geben, falls sich irgend etwas ereignen sollte.«

»Wenn ihr noch dazu kommt, mich anzurufen.«

»Das werden wir wohl.«

Sari hatte bereits nach ihrer Jacke gegriffen und streifte sie über. Sie ging aus der Zelle.

Als ich ihr folgen wollte, hielt Suko mich an der Schulter fest.

»John, bleib noch einen Moment.«

»Was ist denn?«

»Ich traue dem Braten nicht.«

»Glaubst du ich?«

»Weshalb gehst du dann mit?«

»Siehst du eine andere Chance, die verfluchte Bande aus der Reserve zu locken?«

Suko überlegte einen Moment. »Nein«, sagte er, »im Augenblick nicht.«

»Eben.«

Dr. Rasana hatte sich ausgezeichnet in der Gewalt. Er starrte sein Gegenüber an, und nichts in seinen Augen verriet etwas von seinen wahren Gedanken.

Auch der Mund bildete einen Strich, aber hinter der Stirn tobten die Gedanken. Sie befaßten sich nicht einmal mit Mandra Korabs Tod, vielmehr damit, wie es dem anderen gelungen war, ihre Spur aufzunehmen und sie in London zu stellen.

»Überrascht?« fragte Mandra.

Rasana ging zurück, bis er gegen den Schreibtisch stieß. »Das bin ich in der Tat.«

»Kann ich mir vorstellen. Sie haben mit mir nicht gerechnet, Dr. Rasana.«

»Nein.«

»Obwohl Sie mich wollten.«

»Wie meinen Sie das?«

Mandra lächelte schmal. »Es gibt da gewisse Hinweise, die mich

erreicht haben. Diesen Spuren ging ich nach und hörte, daß man Ihnen und den Tongs eine besondere Aufgabe zugeschoben hat. Die Todesgöttin Kali soll eine neue Kette bekommen. Aus den Schädeln ihrer Feinde, wie es in der alten Mythologie zu lesen steht. Da ich zu ihren Feinden gehöre, stand ich ebenfalls auf der Liste. Sie wollten mich fangen, sie wollten mich töten, Sie haben es nicht geschafft. Aus diesem Grunde bin ich zu Ihnen gekommen, Rasana. Ich wollte Ihnen einen Teil Ihrer Arbeit abnehmen. Jetzt bin ich hier, jetzt können Sie mich töten.« Mandra breitete die Arme aus. »Bitte, fangen Sie an!«

Rasana hatte die Überraschung dieses plötzlichen Auftritts noch immer nicht überwunden. Er stand da und starrte dem Inder ins Gesicht. Seine Unterlippe hatte er vorgeschnitten, und die Gedanken drehten sich um seine Helfer, die Tongs.

Leider waren sie nicht anwesend. Er mußte gegen Korab allein angehen. Von der körperlichen Kraft her war er dem Inder unterlegen, aber er kannte noch andere Dinge. Tricks und Kniffe, zudem wußte er die Göttin Kali als Rückendeckung.

Darauf verließ er sich. Aber Korab gegenüber spielte er den Ahnungslosen. »Weshalb sind Sie zu mir gekommen? Sie drangen hier ein und haben sich eines Vergehens schuldig gemacht...«

Mandra unterbrach ihn mit einer scharfen Handbewegung. »Reden Sie keinen Unsinn, Rasana, und versuchen Sie nicht, sich herauszuwinden. Wir wissen beide, woran wir sind. Habe ich Ihnen nicht über den Grund meiner Reise berichtet? Leider gelang es mir nicht, Sie in Indien zu stoppen. Sie wollten sich die Feinde der Göttin aus London holen. Mein Kopf sollte die Krönung sein, aber so einfach ist es nicht. London ist nicht Kalkutta. England auch nicht Indien. Daß hier andere Gesetze herrschen, werden Sie mittlerweile bemerkt haben.«

»In der Tat.«

»Und daß es hier auch Gegner gibt, haben Sie möglicherweise auch schon festgestellt.«

»Wen meinen Sie?«

»Noch nie etwas von einem John Sinclair gehört?«

»Nein!« log Rasana.

»Dann sollte sein Kopf nicht die Kette der Todesgöttin schmücken.«

»Ich weiß nicht, wen Sie meinen, Korab.«

»Schon gut, konzentrieren wir uns auf uns.« Mandras Stimme wurde hart. »Wo ist die Kette?«

»Wie?«

»Tun Sie nicht so. Kalis Kette. Ich will sie sehen!«

Rasana schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, ich... ich habe sie nicht. Sie ist nicht fertig.«

»Aber es hat bereits Morde gegeben, oder?«

Rasana merkte, daß Mandra unsicher war. Er besaß nicht genügend Informationen. Darauf baute der andere auf. »Ich weiß es nicht, ob es Morde gegeben hat...«

Mandra war schnell. Noch schneller packte er zu. Plötzlich hing Rasana in seinem Griff, und Korab drückte ihn mit dem Rücken zuerst auf den Schreibtisch. Dabei drehte er das Hemd an Rasanas Hals zusammen.

»Wir sind allein, Doktor!« flüsterte er. »Ganz allein. Muß ich noch mehr sagen?«

»Nein...«

»Wo also ist die Kette?«

Rasana würgte. Mandra war ihm überlegen, das gab er auch zu. »Ich... ich habe sie nicht.«

Der Mann aus Indien beugte sich vor. »Ich glaube dir nicht, verdammt! Ich will von dir wissen...«

»Nein...«

Mandra Korab riß den anderen hoch. Er war kein Freund der Gewalt, hier stand einfach zuviel auf dem Spiel. Zudem hatte er die lange Reise nicht gemacht, um sich von irgendwelchen billigen Ausreden abspeisen zu lassen. »Ich will die Kette!« Jedes einzelne Wort betonte er und drückte noch fester zu.

Rasana sah ein, daß er keine Chance gegen diesen Mann hatte. Nicken konnte er nicht, obwohl er es versuchte. Vor seinen Lippen sprühte Speichel, der Mund war verzerrt, doch Mandra schaute in die Augen des Mannes. Sie allein sagten ihm etwas über sein Handeln aus. In den Augen eines Menschen stand oft genug zu lesen, wie derjenige handeln würde.

Und Rasana hatte noch nicht aufgegeben. Das spürte der Inder. Da war eine Strömung vorhanden, die ihm wie ein Hauch traf. »Du willst noch lügen, Rasana. Wenn ich das merke, werde ich dich fertigmachen. Ich kenne kein Pardon, ich werde so reagieren, wie du es bei deinen Feinden machst. Noch eine Chance hast du. Sag mir, wo die Kette ist.«

Dr. Rasana zuckte, unternahm aber nichts, um sich zu befreien. Seine Arme lagen ausgebreitet auf dem Schreibtisch. Es gab für ihn keine Chance, zu irgendeinem Trick zu greifen. Der Widerstand war gebrochen, Rasana gab auf.

»Ja, ja...« Mühsam brachte er die beiden Worte hervor. Dies glaubte ihm Mandra. Er ließ seinen Gegner hoch, der tief die Luft einsaugte, den Oberkörper aufrichtete, sich auf den Schreibtisch setzte und den Kopf schüttelte.

Korab trat einen Schritt zurück. Sein Blick hatte etwas Hypnotisches an sich, und auch Rasana spürte den unbeugsamen Willen seines ungebetenen Besuchers. Er sah ein, daß er gegen Korab nicht ankam, deshalb nickte er und dachte gleichzeitig daran, daß er sich nun auf die Todesgöttin verlassen mußte. Sie allein war in der Lage, den Inder zu besiegen.

»Die Kette!« erinnerte ihn Mandra wieder.

»Ja, ich zeigte sie dir.« Rasana drehte sich um. Er umging den Schreibtisch und lief auf eine Holzwand zu, in der sich eine Doppeltür befand. »Dahinter liegt sie.«

»Öffnen!«

Der andere nickte. Er zitterte, da er nicht wußte, wie Korab reagieren würde, wenn er den Schädel sah. Einer war es bisher geworden. Eigentlich hätten es schon drei oder vier zu diesem Zeitpunkt sein müssen. Seine Tongs waren unterwegs, und er wünschte sich, sie jetzt im Haus zu haben. Das war leider nicht möglich. Trotzdem wollte er viel Zeit herausschinden.

Mandra kam auf ihn zu. Rasana hörte ihn nicht, er spürte nur, daß er dicht hinter ihm stand, an ihm vorbeigriff, die linke Türhälfte packte und sie hart aufriß.

Der Blick war frei.

Auch Mandras. Und er sah den Schädel in der kleinen Ausbuchtung liegen!

Mandra Korab spürte die Kälte in seinem Körper. Der Anblick traf ihn hart. Gleichzeitig wurde ihm auch bewußt, daß er es nicht rechtzeitig genug geschafft hatte und zu spät gekommen war.

Mandra hatte sich stets in der Gewalt. Doch es gab Ausnahmen, wie in diesem Fall. Mit einer wütenden Bewegung schleuderte er den anderen zur Seite, damit er freies Blickfeld hatte.

Der Schock saß tief. Nicht allein wegen des Kopfes, denn Mandra Korab kam dieser Kopf bekannt vor. Er hatte den Mann schon einmal gesehen, schon des öfteren in dessen Gesicht geschaut, und er überlegte verzweifelt, wo es gewesen war. Nicht hier in London, nein, woanders...

Plötzlich erinnerte er sich.

Das war in Indien gewesen. In seiner Heimat war er diesem

Gesicht bereits begegnet. Nur hatte es sich da nicht so entstellt gezeigt. Dieser Tote hieß Dennings. Malcolm Dennings. Und er war damals von London nach Indien gereist, um sich auf die Spur gefährlicher Rauschgifthändler zu setzen. Dabei hatte er auch Kontakt mit den Tongs bekommen, und Mandra Korab hatte er um Hilfe gebeten. Der Tote stand also auf der anderen Seite, er war zu einem Feind der Göttin Kali geworden. Und die neue Kette sollte aus den Köpfen ihrer Feinde bestehen. Mit Dennings hatte man den Anfang gemacht. Deshalb also war die Gruppe auch nach London gereist.

Korab drehte sich um. Mit beiden Händen stieß er dabei die Schranktüren zu, und sein Blick blieb auf Rasana haften. »Es ist der erste«, sagte Mandra leise. »Ihr habt noch nicht mehr geschafft. Weshalb mußte er sterben? Weshalb?«

»Er war ihr Feind.«

»Kali hat viele Feinde. Dieser Mann kam nicht aus Indien. Er war Europäer. Warum mußte er sterben?«

Rasana war jetzt sehr redselig. »Weil die Kette etwas Besonderes sein sollte.«

»Sie hat eine Kette.«

»Das stimmt, aber nur durch eine neue können wir den Mahdi retten.«

»Wer ist das?«

Rasana lachte leise. »Ihn hat dieser Dennings gejagt. Verstehst du? Als er nach Indien kam, suchte er die Rauschgifthändler. Den Chef schnappte er nie. Er war viel schneller und auch besser. Aber der Mahdi hat nichts vergessen, und er hat seine Herrin als Unterstützung gewonnen. Sie war es, die ihm die Ratschläge gab, und sie wird ihn auch am Leben lassen, wenn die neue Kette da ist.«

»Dann ist mir alles klar.« Mandras Blick war auf das Telefon gefallen. Bisher hatte er keinem seiner Londoner Freunde gesagt, daß er sich in der Stadt aufhielt. Das wollte er ändern. Er konnte sich

vorstellen, wie verzweifelt die Polizei nach dem Mörder ihres Kollegen suchte, und Mandra war bisher der einzige, der Bescheid wußte.

Als er den Hörer abnahm, zuckte Rasana zusammen. »Was... was haben Sie vor?«

»Ich rufe an.«

»Wen?«

»Das ist uninteressant für dich.« Mandra begann bereits zu wählen. Er ließ den Gegner nicht aus den Augen, aber Rasana schätzte seine Chancen sehr gut ein. Er wußte, daß ihm sein ungebetener Gast an Kräften überlegen war.

Der Anruf jedoch paßte ihm überhaupt nicht. Wen konnte Korab in London kennen?

Die Nummer kannte Mandra auswendig. Er tippte sie ein und brauchte nicht einmal lange zu warten, als er eine ihm bekannte Stimme hörte. Glenda Perkins meldete sich.

Als sie hörte, wer am Apparat war, schrie sie auf. »Mandra, Himmel! John hat versucht, dich...«

»Gib ihn mir.«

Glenda merkte, daß der Inder unter Druck stand. »Er ist nicht im Büro, aber du kannst mit Suko sprechen.«

»Gern.«

Auch der Inspektor war überrascht, die Stimme des indischen Freundes zu hören. Und er war noch perplexer, als er vernahm, daß Mandra aus London anrief.

»Das kann doch nicht wahr sein.«

»Es ist aber so. Hör jetzt genau zu. Ich bin...« Mandra erklärte ihm in wenigen Sätzen die Lage, und Suko war ein Mensch schneller Entschlüsse.

»Ich bin so schnell wie möglich bei dir.«

»Das ist gut. Wo steckt John?«

»Er sucht die Tongs.«

Mandra verzog das Gesicht und mußte sich schließlich anhören, daß John Sinclair mit einer Inderin namens Sari dem India House einen Besuch abstatten wollte.

Das paßte ihm nicht, aber er mußte sich mit den Tatsachen abfinden und legte auf.

Rasana stand die Neugierde ins Gesicht geschrieben. Natürlich wollte er wissen, mit wem Mandra Korab telefoniert hatte, aber er traute sich nicht, die entsprechende Frage zu stellen. Mandra wollte ihn aber nicht dumm sterben lassen, deshalb gab er eine Erklärung ab.

»Ich habe einen Freund von mir angerufen. Er wird herkommen. Dann möchte ich noch erwähnen, daß dieser Freund Inspektor bei Scotland Yard ist.«

»Sinclair?«

»Den kennst du auch?«

»Nein, mein Freund ist Chines. Er heißt Suko, aber er haßt Kali ebenso wie ich.«

Rasana nickte. Er fühlte sich plötzlich unwohl und suchte nach einem Ausweg. Sein Blick durchstreifte das Zimmer. Er glitt auch über die Tür, die zu Kalis Reich führte.

Das merkte Mandra ebenfalls. »Was liegt dort hinter der Tür verborgen?« fragte er scharf.

»Nichts, gar nichts.« Die Antwort kam viel zu schnell, als das Mandra sie ihm geglaubt hätte.

Er lächelte scharf. »Gehen wir hin! Du zuerst!«

Rasana wußte, daß es keinen Sinn hatte, sich aufzulehnen. Zudem dachte er an die Göttin und deren Stärke. Dieser Korab würde sich wundem, wenn es soweit war.

Der Arzt hob die Schultern in einer ergeben wirkenden Geste, drehte sich um und ging zur Tür.

Mandra blieb dicht hinter ihm. Schon auf halbem Weg fiel ihm der Geruch auf.

Es war ein alter widerlicher Gestank. So rochen Leichen, die lange in der Erde gelegen hatten. Mandra rann es kalt den Rücken hinab. Dieses Haus schien noch mehr schreckliche Geheimnisse zu bergen. Vor der Tür blieb Rasana stehen.

»Öffnen!«

»Ich will dir sagen, wen oder was du in dem Zimmer findest. Es gehört Kali.«

»Das rieche ich.« Mandras Gesichtszüge verhärteten sich. »Sind dort Tote zu finden?«

»Nein!«

»Werdann?«

»Nur Kali.«

»Öffne!«

»Ich will dich warnen, Korab. Du weißt, wie gefährlich Kali ist. Und sie ist mächtig!« flüsterte er.

Mandra war es leid. Er stieß den anderen in den Rücken, und dem blieb nichts anderes übrig, als die Tür zu öffnen. Es war schlimm. Der Leichengeruch raubte dem Inder den Atem. Rasana wollte Mandra den Vortritt lassen. Er jedoch packte den Kerl, wirbelte ihn herum und drückte ihn über die Schwelle. Taumelnd betrat der Arzt den Raum, und Mandra blieb hinter ihm. Sein Blick fiel auf die Statue.

Ja, das war sie.

Das war Kali, die Todesgöttin!

Vier Arme besaß sie. Das Deckenlicht fiel wie ein Schleier auf ihren Kopf. Es zeigte deutlich die häßliche Kette aus Menschenschädeln, das aufgedunsene und aufgeworfene Gesicht der Statue, all das Grauen, das diese Person ausstrahlte.

Mandra war beeindruckt. Im Vergleich zu dieser Todesgöttin kam

er sich direkt klein vor, und er schüttelte sich, als wollte er die Beklemmung vertreiben, die ihn erfaßt hielt.

Dr. Rasana hatte sich verändert, obwohl er äußerlich der gleiche geblieben war. In seinen Augen lag ein anderer Ausdruck. Ein inneres Fieber stieg in die Höhe. Fast demütig schaute er Kali an und hob beide Arme, als wollte er sie umfangen.

Sie war sein ein und alles.

Mandra schaute in die Augen der Statue. Dort sah er die kleinen Totenschädel, die nie stillstanden, weil sie sich in einer Masse befanden, die immer in Bewegung war. Deshalb kam es Mandra vor, als würden die Augen leben.

»Sie ist eine Figur, nicht?« fragte er.

Der Arzt lachte. »Ja, sie ist eine Figur, aber jede Figur der Todesgöttin enthält Leben. Ihr Geist ist überall. Wo sie angebetet wird, befindet sich auch der Geist. Deshalb lebt sie für diejenigen, die sich zu ihr bekennen. Weißt du Bescheid?«

»Ich hatte mir etwas Ähnliches gedacht.«

»Dann ist es ja gut.«

Mandra ging auf die Statue zu. Er überlegte, wie er sie zerstören konnte. Rasana hatte auf keinen Fall die Unwahrheit gesagt. In den Statuen der Göttin wohnte zumeist ihr böser Atem, der durchaus in der Lage war, diesen Gebilden Leben einzuhauchen.

Mandra konnte davon ein Lied singen. Er hatte sich schon in den Klauen der Todesgöttin befunden und verzweifelt um sein Leben gekämpft. Das allerdings lag lange zurück.[\[2\]](#)

Je näher er der Statue kam, um so intensiver wurde der Geruch. Er konnte sich nicht erklären, woher er kam und fragte Rasana danach.

»Wer die Toten beherrscht, der muß auch für sie sein. Kali liebt die Leichen. Sie ist Kannibalin gewesen...«

»Es reicht!«

Rasana begann zu lachen. »Du scheinst sehr schwach besaitet zu

sein, Korab.«

»Nein, ich habe mir nur etwas Menschlichkeit bewahrt.«

»Darüber kann ich nur lachen. Aber willst du sie nicht begrüßen?«

Rasana streckte einen Arm aus und deutete auf die Göttin. »Geh zu ihr und sage ihr, wer du bist. Ich bin gespannt darauf, wie sie dich empfangen wird. Los, geh!«

Und er ging. Man konnte Kalis Geist nicht vernichten. Aber man konnte die Statuen zerstören, dann mußte der Geist dieser Todesgöttin sich wieder eine neue Wohnstatt suchen.

Das hatte Mandra vor.

Dr. Rasana merkte etwas. »Deine Gedanken sind nicht gut, ich spüre es. Sie sind nicht positiv ihr gegenüber. Du mußt sie, wenn du zu ihr gehst, lieben lernen. Sie ist das ein und alles. Sie gibt uns Kraft und auch Schutz. Los, berühre sie, streichele sie, das wird ihr gut tun. Noch hast du eine Chance.« Er kam während seiner Worte näher an Mandra heran, der seinen Blick nicht von den Augen der Statue lösen konnte. Er wußte nicht, ob sie lebte oder nur ein Steingebilde war. Konnten sich die vier Arme bewegen, wurden sie zu gnadenlosen Klauen?

»Geh hin, geh hin...« Rasana war erregt. Er lief plötzlich auf Mandra zu. Der Inder ahnte die Gefahr, er wollte zurückschnellen, da warf sich Rasana gegen ihn. »So!« brüllte er. »So wie du schon einmal in ihren Klauen gehangen hast, wird es auch diesmal geschehen. Sie soll dich töten. Sie soll dich...«

Mandra spürte den Aufschlag. Das war nicht tragisch, etwas fiel ihm auf. Zwei Schatten senkten sich auf ihn zu. Es waren die Arme.

Und Rasana stand vor ihm, hielt die Hände zu Fäusten geballt, aus denen der rote Lebenssaft sickerte, während aus seinem weit aufgerissenen Mund ein schauerliches Lachen dröhnte...

Ich hatte das India House schon ein paarmal im Vorbeifahren

gesehen, war aber nie auf den Gedanken gekommen, es mir näher anzuschauen. Erst jetzt wurde ich damit konfrontiert.

Das Haus, ein alter viereckiger Kasten, auf dessen flachen Dach die indische Fahne wehte, lag in einem kleinen Park, dessen Tor für Besucher geöffnet war.

Wir rollten hindurch, fuhren über einen schmalen Weg, der linker Hand in kleine Parkbuchtten auslief.

Ich hatte auf der Fahrt öfter als gewöhnlich in den Rückspiegel geschaut, aber von irgendwelchen Verfolgern nichts entdecken können. Sari war meine Unruhe ebenfalls nicht verborgen geblieben, und sie hatte Fragen gestellt.

»Die Tongs haben eben einen langen Arm«, erwiderte ich.

»Glauben Sie, daß sie uns unter Kontrolle halten?«

»Man muß mit allem rechnen.«

Wir verließen den Bentley. Ich schaute mich sichernd um, sah aber nichts Verdächtiges. Der kleine Park war leer. Die wenigen Bäume hatten die Blätter verloren. Unter dem grauen Himmel wirkten sie wie gespenstische Gebilde.

Ebenso grau sah das Haus aus. Nebeneinander schritten wir zum Eingang. »Was hat dieses India House eigentlich für einen Sinn?« erkundigte ich mich.

»Es ist errichtet worden, um die Kontakte zwischen den beiden Kulturkreisen zu pflegen.«

»Und Sie sind sicher, daß wir dort eine Spur finden?«

Da lachte sie auf. »Sicher nicht. Aber man muß eben alles versuchen, wenn Sie verstehen.«

»Natürlich.«

Über die Treppe gingen wir der großen Eingangstür entgegen. Die Klingel wirkte direkt winzig dagegen. Durch den Park und über die Treppe fegte ein kühler Wind. Ich drehte mich um und schaute zurück, während Sari klingelte. Sie fror in ihrer Lederjacke und kam

mit dem Zittern kaum nach. Zum Glück öffnete jemand.

Ein alter Mann schaute uns entgegen. Es war kein Inder. Er wirkte eher wie ein pensionierter Bankbeamter. »Sie wünschen?« fragte er.

»Wir möchten uns ein wenig umsehen«, sagte Sari.

»Hier?«

»Wo sonst?«

»Aber die Besuchszeiten sind von Ihnen nicht eingehalten worden. Sie müssen sich schon danach richten. Ich bin auch nur zufällig hier und war gerade im Begriff, das Haus zu verlassen. Tut mir leid, aber...«

Sari drehte sich zu mir um. Was jetzt folgte, war meine Sache. Ich hielt den Ausweis schon in der Hand.

Der Wächter setzte erst seine Brille auf, bevor er das Dokument entziffern konnte. »Polizei...«

»Sehr richtig.«

»Wenn das so ist, dann...« Er sprach den Satz nicht mehr zu Ende und gab den Weg frei. Mehr wollte ich nicht.

In einer Halle fanden wir uns wieder. Der Aufpasser verschwand im Hintergrund, wo ein Sessel stand, über den er seinen Mantel gelegt hatte. »Ich gehe jetzt«, sagte er, warf den Mantel über die Schulter und kam dabei näher. »Sie können sich ja hier umsehen. Ich habe nichts mehr dagegen.«

»Danke.«

Wir warteten, bis die Tür hinter ihm zugefallen war. Auch dann redete ich noch nichts, sondern schaute mich um und versuchte, etwas von der Atmosphäre, die dieser Raum abgab, in mich aufzunehmen. Er war ungewöhnlich groß, schon eine Halle.

Dicke Teppiche lagen auf dem Boden. Die Wände waren in den Räumen zwischen den Fenstern mit allerlei Gegenständen aus der indischen Mystik geschmückt. Ein Bild fiel mir besonders auf. Es zeigte den Adler Garuda, und er war golden angemalt.

»Das ist Garuda«, erklärte Sari.

»Ich weiß.«

»Dann kennen Sie ihn.«

»Ja.« Mehr sagte ich nicht. Mit langsamem Schritten durchquerte ich die Halle. Vor einer breiten Treppe blieb ich stehen. Sie führte in die oberen Etagen.

Hinter mir hörte ich die Schritte meiner Begleiterin. »Was befindet sich dort oben?«

»Auch noch Räume, die man besichtigen kann.«

»Klar, aber was genau?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. In einem Zimmer soll das Bett eines Maharadschas stehen.«

»Das interessiert mich weniger. Gibt es irgendwelche Hinweise auf die Todesgöttin?«

»Nicht daß ich wüßte.«

Ich drehte den Kopf. »Und doch haben Sie mich hergeführt. Was war der Grund?«

»Eine Chance, mehr nicht.« Sari schaute mich so unschuldig aus ihren großen Augen an, daß ich lächeln mußte, mich wieder umwandte und die Treppe hochging. Auch die Beleuchtung hatte sich der gesamten Atmosphäre angepaßt. Sie war gedämpft, sehr weich und floß praktisch von den in die Decke eingeschraubten Lampen dem Boden entgegen, so daß es mir an verschiedenen Stellen vorkam wie ein dünner Teppich. Am Ende der Treppe lag ein breiter Gang. Ein Steinelefant, natürlich entsprechend verkleinert, versperrte uns den weiteren Weg. Über ihn mußten wir hinwegsteigen.

Ich half der jungen Inderin. Als ich ihre Hand anfaßte, spürte ich die Kälte der Haut. Wie bei einer Toten... »Haben Sie Angst?« fragte ich.

Sie lächelte. »Wohl ist mir jedenfalls nicht, das kann ich Ihnen sagen.«

»Wenn ich ehrlich sein soll, würde ich auch lieber in einer Kneipe sitzen.«

»Sie haben Wünsche.«

»Die sich leider nicht erfüllen lassen.«

Die Wände des Ganges waren ebenfalls geschmückt. Allerdings nicht mit Bildern oder Figuren, sondern mit ausgebreiteten und in die Tiefe gezogenen Schriftrollen.

»Was bedeuten sie?« fragte ich Sari.

Obwohl das Licht auf die Rollen fiel, mußte die junge Inderin dicht an die Wand herantreten. Sie bückte sich, las einige Sätze und schob sich wieder in die Höhe.

»Kennen Sie das Buch der indischen Liebeslehre?«

»Ja.«

»Das sind Auszüge daraus. Und zwar dem uralten Original nachempfunden.«

»Mit der Göttin Kali hat es wohl nichts zu tun, oder?«

»Nein.«

Wir gingen weiter. Nach wie vor stellte ich mir die Frage, ob ich alles richtig gemacht hatte. Ich war unsicher geworden, ich traute dem Frieden nicht und hatte manchmal das Gefühl, einfach hergelockt worden zu sein. Deshalb blieb ich stehen und wandte mich an Sari. Bevor ich etwas sagen oder fragen konnte, übernahm sie das Wort. »Haben Sie etwas, Mr. Sinclair?«

»Im Prinzip ist alles in Ordnung.«

Ihre Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln. »Warten Sie auf den oder die Mörder?«

»Das auch.«

»Wir haben noch nicht alles durchsucht.«

»Stimmt genau. Nur - was macht Sie eigentlich so sicher, daß wir hier fündig werden?«

»Mein Gefühl.«

»Das haben Sie in der Zelle nicht erwähnt.«

»Nein, Sir. Aber ich spüre, daß wir hier in einer anderen Welt sind. Die Düfte und Gerüche, zum Beispiel, spüren Sie die nicht, Mr. Sinclair. Das muß doch für Sie alles anders sein. Das ist hier eine fremde Welt. Sie werden es vielleicht nicht so begreifen wie ich, aber ich komme aus diesem gewaltigen Land...«

»Psst!« Ich legte einen Finger auf meine Lippen. Das Mädchen verstummte sofort.

»Was ist denn?«

Einen schleichenenden Schritt ging ich vor. »Ich glaube, etwas gehört zu haben.«

»Und was?«

»Keine Ahnung. Es war jedenfalls ein Geräusch, da bin ich mir ganz sicher.«

»Vielleicht Schritte?«

»Nein.«

Sari lachte leise. »Machen Sie sich darüber keine Gedanken, Sir. In diesem alten Haus lebt immer etwas. Da ist es das Holz, das arbeitet oder die Masken, die an den Wänden hängen.« Sie breitete ihre Arme aus und deutete mit beiden Händen den Gang entlang. »Überall hängt die Tradition. Jedes Bild, jede Maske hat ihre Bedeutung. Manchmal habe ich das Gefühl, als würde in den Augen Leben stecken. Auch Sie müssen doch die Atmosphäre spüren...«

Das tat ich sogar. Sie war mir eher fremd als unheimlich. Irgendwo schien das Andere zu lauern. Es hielt sich noch verborgen, als brauchte es einen gewissen Schub, um sich zu zeigen.

Ich ging weiter. Eine Tür war mir aufgefallen, weil sie spaltbreit offenstand.

Ich zog sie ganz auf und schaute in den Raum hinein. Auch hier brannte Licht. Es fiel auf das prächtige Bett des Maharadschads, von dem mir Sari berichtet hatte. Ein Himmelbett, an dem mit Blattgold

und Brokatstoff nicht gespart worden war.

Der Raum war menschenleer. Dafür hingen an den Wänden Bilder, die erotische Motive zeigten. Männer und Frauen, nur leicht bekleidet, dafür aber in eindeutigen Posen und Stellungen.

Ich zog mich wieder zurück. Sari stand auf der Schwelle und drehte sich um, als ich an ihr vorbeiging.

»Ich sehe mir auch die nächsten Räume an.«

»Was suchen Sie denn?«

»Einen Hinweis auf Kali.«

»Ach so, ja...«

Ihre Antwort irritierte mich. Ich hatte ihr etwas sagen wollen, verschluckte die Worte jedoch und überwand mit zwei Schritten die Distanz zur nächsten Tür.

Sie war verschlossen.

»Wissen Sie, was ich dahinter finde?«

»Nein!«

Für einen Moment blieb ich noch stehen und blickte Sari an. Irgendwie wurde ich das Gefühl nicht los, daß sich das Mädchen verändert hatte. Den Grund konnte ich nicht sagen. Vielleicht wegen der Atmosphäre, die sie doch an ihre Heimat erinnerte.

»Ist etwas, John?«

»Nein, schon gut. Mir ging nur gerade einiges durch den Kopf.« Ich öffnete die Tür.

Natürlich war ich sehr wachsam gewesen. Schon bei meinem Eintritt hatte ich mich anders gefühlt. Und diese Wachsamkeit hatte auch bisher nicht nachgelassen. Ich stand auf der Schwelle, schaute in den Raum und hatte das Gefühl, den Tod zu sehen.

Ein penetranter Modergeruch strömte mir entgegen. Er füllte den gesamten Raum aus, ich roch ihn, ich schmeckte ihn auf der Zunge, ich konnte ihn schlucken.

Es war widerlich - und gleichzeitig stockdunkel. Sari stand hinter

mir. Ich spürte den Druck ihrer Hand in meinem Rücken und fragte leise: »Was ist das hier?«

»Geh rein!«

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, als sich das Zimmer von selbst erhellt. Das Licht floß aus den Wänden. Ein grünlicher Schein, der, als er sich weiter ausbreitete, Dampfschwaden erkennen ließ, die durch den Raum wallten.

Sie umtanzten eine schwarze, schreckliche Figur mit blutigen Händen und Totenkopfaugen.

Kali!

Aber sie rissen noch mehr aus der Finsternis. Rechts und links neben ihr standen die beiden Tongs, die Messer zwischen den Lippen und in den Pupillen Totenschädel.

Die Männer hatten auf mich gewartet!

Ich rührte mich nicht. Hinter mir hörte ich Sari scharf atmen. Dann ihre raunende und flüsternde Stimme. »Hast du die Göttin Kali nicht gesucht?« fragte sie leise. »Deshalb bist du mitgekommen. Nun siehst du sie und ihre Diener.«

Die vier Arme fielen mir auf. Sie waren so gedreht, daß die Handflächen nach oben lagen und ich dort das Blut sah, das grün und dick aus den Adern im Stein quoll.

Ich war von diesem Anblick so fasziniert, daß mir nicht einmal der Gedanke an eine Falle kam. Meine Begleiterin reagierte ungewöhnlich. Sie schien überhaupt keine Angst zu verspüren, als sie sich an mir vorbeidrängte und auf die Göttin zuging. Sie wandte mir dabei den Rücken zu, ging noch mehr nach links und befand sich nun zwischen mir und Kali.

Was hatte sie vor?

Ich wollte sie zurückhalten, merkte aber, daß ich wider meine Überzeugung gehandelt hätte, denn irgendein entscheidender Vorgang würde gleich ablaufen.

Sari reagierte.

Sie blieb noch stehen, neigte den Kopf der Göttin entgegen, und mir dämmerte es allmählich.

Dann kniete sie vor der Statue nieder. Kurz nur, denn sie kam wieder hoch, drehte sich um und schaute mich an.

Vor Überraschung trat ich einen Schritt zurück. Das Licht reichte aus, um ihr Gesicht und auch die Augen erkennen zu können. Letztere hatten sich verändert. Sie besaßen keine normalen Pupillen mehr. Dafür zwei gelbweiße Totenschädel!

Bei mir hatte, wie man so schön sagt, der berühmte Blitz eingeschlagen. Schon in den letzten Minuten war mir das Verhalten der Person verdächtig vorgekommen, doch nun erfuhr und sah ich die gesamte grausame Wahrheit.

Sari war ein Mensch, doch sie gehörte der Todesgöttin Kali. An ihrem Gesicht wehten die grünen Schleier vorbei. Der Dampf veränderte ihre Züge, ohne allerdings das Grauen darin vertreiben zu können. Die Totenköpfe in den Pupillen sagten mir genug. Ihre gesamte Haltung hatte sich verändert. Ich spürte die andere Ausstrahlung. Etwas unsagbar Feindliches lag darin.

Nur sehr flach holte ich Luft. Ich wollte diesen Modergestank nicht unbedingt einatmen, aber ich merkte, wie sich auf meinem Rücken eine zweite Haut ausbreitete.

»Sie also«, sagte ich flüsternd.

»Ja ich.«

Komisch. Auch ihre Stimme hatte sich verändert. Sie gehörte nicht mehr der Sari, die ich kannte. Sie war viel rauher und dunkler geworden, hatte einen männlichen Klang bekommen und schien tief in ihrer Kehle geboren zu sein.

»Da hätten wir auch lange nach dem Mörder suchen können.«

Sie lachte mich an. »Du hast es erfaßt, Sinclair. Ich habe euch

reingelegt, gelinkt, es war herrlich, euch Dummköpfen zuzuschauen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Sari, das warst du nicht, sondern Kali, die Todesgöttin.«

»Mag sein, aber du kennst dich ja aus. Du weißt, daß sie in verschiedenen Gestalten auftreten kann. Da ähnelt sie sehr eurem Teufel. Ihr Geist kann sich teilen, er kann überall hin, ohne daß sie selbst ihren Standort verändern müßte. Wenn du genau schaust, siehst du den Geist gleich zweimal vor dir. Einmal in der Statue, zum anderen bei mir und, wenn du so willst, auch bei den beiden Tongs.«

»Und es hat dir nichts ausgemacht, den Mann zu töten, der dich bewachen sollte?«

»Was bedeutet Kali schon ein Menschenleben?«

Da hatte sie recht. Nichts bedeutete es ihr, überhaupt nichts. Und auch mich würde sie töten.

Doch ich hatte Fragen, wollte Hintergründe wissen und mehr über die Motive erfahren. »Weshalb?« erkundigte ich mich. »Weshalb habt ihr das alles getan?«

»Kali sollte eine neue Kette bekommen.«

»Deswegen mußte Dennings sterben?«

»Ja, er hat sie sich damals in Indien schon zur Feindin gemacht. Ich wußte es alles nicht. Erst als Kalis Geist von mir Besitz ergriff, wurde mir einiges klar. Einen Kopf haben wir, fünf fehlen noch. Du wirst dich ebenfalls an der Kette wiederfinden, genau wie Mandra Korab oder dieser widerliche Chinese Suko. Vielleicht hättest du auf ihn hören sollen. Ich spürte sein Mißtrauen gegen mich, aber du warst geblendet.« Sie grinste kalt. »Und das hat mich gefreut.«

»Wie viele Tongs sind unterwegs?«

»Noch fünf, einen hast du getötet, die beiden anderen siehst du neben mir.«

»Es fehlen noch drei.«

»Die kümmern sich um Mandra Korab.«

Ich hatte sie nicht begriffen. »Wie? In Indien...?«

»Nein, Mandra Korab befindet sich in London. Du hättest dir deinen Anruf sparen können. Er reiste nach England, weil er etwas geahnt hat. Sein Kopf wird heute noch an der neuen Kette der Todesgöttin schaukeln.«

Es war wirklich kaum zu fassen. Ich konnte nur noch den Kopf schütteln. So gelinkt hatte man mich selten. Man sollte eben keiner Frau vertrauen. Nur hätte ich in dieser so harmlos und fast kindlich aussehenden Sari nie eine brutale Würgerin vermutet.

Aber sie besaß eine Entschuldigung. Sari war nur mehr die äußere Hülle. In ihr steckte Kali.

»Und mich hast du bewußt in diese Falle gelockt?« fragte ich.

»Ja, das mußte so sein. Mandra, der Chinese und du. Ihr seid eine gewisse Macht. Wir kennen eure Stärke, und wir wollen auf keinen Fall, daß ihr zusammenbleibt. So haben wir euch getrennt, unsere Falle steht, sie wird euch vernichten.«

Hatte es Sinn, noch an den Menschen Sari zu appellieren? Nein, wahrscheinlich nicht. Ich hätte den Geist der Todesgöttin aus ihr heraustreiben müssen.

»Du wolltest doch zu Kali«, sagte sie leise und mit ihrer rauhen Stimme.

»Los, geh hin...«

»Wozu?«

»Umarme sie. Fühle den alten Geist. Vielleicht bekehrt er auch dich. Möglich ist alles...«

»Nein.«

»Das habe ich mir gedacht.« Sie ging noch einen Schritt zurück.

»Deshalb muß ich so reagieren.« Ihre nächsten Worte galten den beiden Tongs. »Tötet ihn!«

Ich griff zur Beretta!

Noch im Wagen sah Suko den besorgten Blick des Superintendenten, der ihm zum Abschied zugeworfen worden war. Nach Mandras Anruf hatte der Inspektor seinen Chef sofort informiert, und Sir James hatte sich nicht nur überrascht, sondern auch sehr ängstlich gezeigt.

»Irgend etwas stimmt da nicht. Man hat Sie getrennt. Das ist der Gegenseite gelungen. John ist zu diesem India House gefahren, und Sie werden woanders sein. Weshalb? Ein Zufall?«

»Daran glaube ich nicht, Sir.«

»Ich ebenfalls nicht.«

»Außerdem habe ich dieser Sari nie richtig getraut«, gab Suko zu bedenken.

»Sie ist zwar Dennings Freundin gewesen, aber gleichzeitig auch Inderin, und sie gehört einem anderen Volk an, in dessen Mystik wir uns kaum hineindenken können, auch Sie als Chinese nicht, Suko. Aberfahren Sie. Kämpfen Sie mit Mandra Seite an Seite. Versuchen Sie, die Macht der Todesgöttin zu brechen.«

Das hatte Suko vor, als er sich auf dem Weg zu seinem Ziel befand. Mandra brauchte ihm nicht erst zu sagen, wie gefährlich diese Dämonin war. Das wußte der Inspektor aus eigener Erfahrung. In London hatte der Winter seine Spuren hinterlassen. Es lag zwar kein Schnee, aber an einigen Stellen glitzerte es, das Zeichen für Glatteis. Suko fuhr vorsichtig und kam nur langsam voran. Er mußte an den Stadtrand von London, war demnach weit von seinem Freund John Sinclair getrennt.

Und er dachte über Mandra nach, den es nach London verschlagen hatte. Er war heimlich gekommen, niemand wußte Bescheid. Daß er nun angerufen hatte, ließ bei ihm auf einen Erfolg schließen. Es war nun schon eine ländliche Gegend, die Suko erreichte. Wenig Häuser, viel Grün, im Winter allerdings mehr grau und braun wirkend. Dunkle Farben herrschten eben vor.

Die Wände der meisten Häuser bestanden aus rotbraunen Steinen. Die an den Mauern hochrankenden Efeupflanzen hatten ihre Blätter verloren. Allein die Stiele sahen aus wie abgebrannte Schlangenkörper. Mandra hatte am Telefon von einem Hausgeviert gesprochen, das auf einem kleinen Platz zwischen zwei Straßen lag.

Suko suchte es und wäre fast daran vorbeigefahren, denn eine Mauer verdeckte die Sicht.

Mehrere Kinder spielten dort Ball. Sie ahnten nicht, was in einem der Häuser vorging. In Sichtweite der Kinder stellte Suko seinen Leihwagen ab und näherte sich zu Fuß seinem Ziel. Auch jetzt gab er schon sehr genau acht. Seine Blicke waren überall, denn er mußte stets mit einem Angriff aus dem Hinterhalt rechnen.

Den Tongs war nicht zu trauen.

Die Stimmen der spielenden Kinder waren weit hinter ihm zurückgeblieben. Die winterliche Stille einer relativ einsamen Gegend umfing ihn, und Suko fand auch das von Mandra beschriebene Haus. Es war eine alte Villa, die eine Breitseite des Gevierts bildete. Dicht an den Mauern wuchsen Büsche, in die sich der Chinese schlug. Die zurücksschnellenden Zweige wirkten wie glatte Peitschen, als sie gegen seinen Körper hieben.

Der Chinese kam, so hoffte er, ungesehen bis zum Haus vor und verharrte dort.

Er hatte sich mehr zur Rückseite hin orientiert. Wenn er das Haus betrat, wollte er nicht unbedingt gesehen werden, und er wunderte sich darüber, daß an der hinteren Front ein Fenster nicht geschlossen war. Glück?

Suko war mißtrauisch. Dieses offenstehende Fenster roch förmlich nach einer Falle, die der Chinese allerdings als eine Einladung auffaßte und die äußere Kante der Fensterbank umklammerte, damit er sich dort bei seiner Kletterei abstützen konnte.

Geschmeidig kam Suko hoch und drehte sich in den Raum hinein,

wo das graue Tageslicht versickerte. Das Haus war relativ groß. Mandra hatte dem Chinesen am Telefon nicht mitgeteilt, in welch einem Raum er sich befand. Suko blieb nur mehr eine Durchsuchung. Er hörte nichts. Sämtliche Geräusche schienen eingeschlafen zu sein. Nicht einmal das Holz der alten Möbel arbeitete noch. Über ihm schwebte ein Kronleuchter. Das Gebilde aus Stahl, Glas und Kordeln sah zum Fürchten aus.

Suko huschte unter dem Kronleuchter hinweg und ging dorthin, wo sich der Raum öffnete. Er sah eine Treppe. Zwei verschiedene Seiten führten die beiden Aufgänge zusammen. Zwischen ihnen befand sich ein gemauerter Kamin.

Suko wollte sich zuerst die untere Etage vornehmen. Er steuerte eine breite Tür an, die als Klinke einen Kopf besaß, der aussah wie eine Hundeschnauze.

Ein komisches Ding...

Suko öffnete. Leicht schwang die Tür zurück, und plötzlich hatte der Inspektor das Gefühl, als würde ihm etwas entgegenwehen, das den Geruch von Friedhof und Moder beinhaltete.

Auf so etwas reagierte der Chinese sehr sensibel. Er hatte das Gefühl, als würde der Geruch über seine Gesichtshaut streichen und sich dort verteilen.

Wiederzog er prüfend die Nase hoch.

Der Gestank war da, keine Täuschung.

Suko wurde noch mißtrauischer. Er stand in einer relativ kleinen Diele, sah links von sich den Eingang, aber der Geruch drang aus einer anderen Richtung gegen ihn.

Er schien unter einer Türritze herzudringen, denn Suko mußte auf einen weiteren Eingang zulaufen.

Diesmal war er vorsichtiger. Bevor er die Tür aufzog, schaute er durch das Schlüsselloch.

Viel erkennen konnte er nicht. Der Raum dahinter schien ihm ein

Arbeitszimmer zu sein. Er sah einen Schreibtisch, ein Telefon darauf und Schrankwände.

Nur keinen Menschen.

Weder von Mandra Korab war etwas zu entdecken noch von einer anderen Person.

Deshalb konnte er es riskieren und die Tür öffnen. Natürlich ging er behutsam vor. Der Inspektor war froh, daß ihm die schwere Tür fast lautlos entgegenschwang, aber der Modergeruch verstärkte sich. Lag vielleicht ein Toter im Raum, den Suko bisher noch nicht entdeckt hatte?

Nein.

Dicht hinter der Tür war der Inspektor stehengeblieben. Seine Rechte lag auf der Waffe. Er schaute in ein leeres, ziemlich großes Zimmer und fand auch keine Leiche vor.

Wer gab dann den Gestank ab?

Mit leisen Schritten betrat Suko das Zimmer. Wahrscheinlich hatte Mandra von diesem Telefon auf dem Schreibtisch angerufen. Suko blieb neben dem Möbel stehen.

Sein suchender Blick glitt über die Einbauschränke, und er stellte fest, daß ein Schrank Türen besaß, wobei eine Hälfte nicht so verschlossen war, wie es hätte sein sollen.

Bis dorthin brauchte er nur mehr zwei Schritte zurückzulegen. Er zog die Tür auf, sah im Schrank das Licht aufleuchten und preßte hart die Lippen zusammen, als er den Kopf entdeckte.

Das war Dennings!

Von innen stieg die Kälte in Suko hoch. Er schüttelte leicht den Kopf, als könnte er das schaurige Bild vertreiben, was leider nicht möglich war. Doch er wußte eines.

Hier befand er sich an der richtigen Stelle.

Fünf kleine Mulden auf dem Samt waren noch frei. In der sechsten lag der Schädel.

Für Suko gab es keinen Zweifel daran, was die andere Seite gewollt hatte. Sechs Köpfe sollten dort ihren Platz finden, einen hatten die Gegner bisher geschafft.

Und es sollte auch nur dieser eine bleiben, wenn es nach Suko ging. Er drehte sich wieder um.

Wo befand sich Mandra Korab?

Da es still im Raum war und er auch weiterhin den Modergeruch wahrnahm, der jedoch nicht von dem Schädel abgegeben wurde, mußte es einfach eine andere Quelle geben.

Er hörte das Lachen.

Leise, dennoch sehr deutlich, und Suko vernahm auch den bösen, fast grausamen Unterton.

Er wechselte den Blick. Da war eine zweite Tür, die ihm ins Auge stach. Hinter ihr mußte das Lachen aufgeklungen sein. Suko setzte sich in Bewegung.

Sehr behutsam, immer darauf bedacht, eine Überraschung zu erleben. Die Tür zog er sehr vorsichtig auf, er wollte keinen anderen warnen. Schon roch er das Grauen, aber er hörte auch die Stimme.

»Sie wird dich vernichten, zerquetschen, du bist in ihrer Gewalt!«

Abermals erklang das Lachen. Der Sprecher stand mit dem Rücken zu Suko. Er hatte den Chinesen noch gar nicht gesehen. Auch Suko interessierte sich nicht besonders für den Kerl. Sein Augenmerk galt einer anderen Person, die sich in der Gewalt der statuenhaften Todesgöttin Kali befand. Vier schreckliche Arme besaß sie.

Mit einem hatte sie es geschafft. Sie umklammerte damit den Inder Mandra Korab.

Mit einer schnellen Bewegung zog Suko die Beretta und preßte die Mündung gegen den Nacken des vor ihm stehenden Mannes... Ich schoß!

Zwei sind einer zuviel, dachte ich. Da mich beide töten wollten, blieb mir nur diese eine Chance, und ich sah es auch als einen Akt

der Notwehr an. Einer fing die Kugel während seines Sprungs auf. Ich hatte noch Zeit zu sehen, wie er die Lippen öffnete, aber das Messer nicht mehr fangen konnte. Es fiel dicht neben seiner Hand zu Boden und blieb dort liegen. Der zweite war schneller. Bevor ich die Beretta noch herumschwenken konnte, stieß er nach mir. Die Klinge tauchte gefährlich nahe vor meinem Kopf auf. Ich warf mich zurück, fiel gegen den Türrahmen, feuerte abermals, fehlte dabei und bekam plötzlich zwei Gegner, denn Sari griff ebenfalls ein.

Sie schlug nicht, sie trat nicht - sie biß!

Ihre Zähne hackten in mein rechtes Handgelenk und hinterließen dort einen blutigen Abdruck. Ich war von dieser Attacke so überrascht worden, daß es mir nicht mehr gelang, die Beretta zu halten. Sie rutschte mir aus den Fingern, jetzt war ich waffenlos, aber der Tong besaß noch seine Klinge.

Von oben nach unten stieß er zu.

Das schwertähnliche Messer beschrieb einen Halbbogen, die Totenschädel in seinen Augen bewegten sich. Ich schleuderte ihm Sari entgegen, die fast von der Klinge erwischt worden wäre, wütend aufschrie und aus der Gefahrenzone sprang.

Sofort setzte ich nach.

Mein harter Tritt mit dem rechten Bein erwischte den Tong voll. Die Szene hätte schon fast aus einem Film stammen können, denn es hob ihn hoch und beinahe aus den Schuhen. Er wirbelte in der Luft herum, ohne sein verfluchtes Messer dabei aus der Hand zu lassen. Zu einem Stoß durfte ich ihn nicht kommen lassen. Als er sich wieder herumdrehte, war ich schon bei ihm und erwischte ihn diesmal mit einem Faustschlag, der ihn zu Boden schmetterte. Dort überrollte er sich, sprang abermals auf die Füße, drehte seinen Kopf, entging durch eine geschmeidige Bewegung meinem nächsten Angriff und stand plötzlich vor mir. Er starrte mich an.

Die kleinen Schädel in seinen Pupillen zitterten. Zwischen uns war

Luft, ich aber hatte das Gefühl, als wäre sie angefüllt worden von Tod und Verderben.

Es roch nach Mord...

Ich hatte schon gegen viele Feinde gekämpft, auch gegen Tongs, dieser hier war unberechenbar. Der Schrei aus seinem Mund dokumentierte den Angriffsversuch.

Er bewegte dabei seine Hand mit dem Messer in einem Zickzackkurs. Wie ein Schatten war er. Ich wußte nicht, wo mich die Klinge treffen würde, mußte zurück, duckte mich zusammen und bekam einen Rammstoß ab, der mich zu Boden schleuderte.

Der andere warf sich auf mich.

Das Messer kam wie ein Blitzstrahl.

Ich war nicht minder schnell. Den rechten Arm riß ich hoch. Bevor die lange Klinge meinen Hals durchstoßen konnte, hielt ich sein rechtes Handgelenk, so daß die Klingenspitze dicht über meinem Gesicht zitternd zur Ruhe kam.

Es war eine Lage, die ich kannte, die mir überhaupt nicht gefiel, aus der ich aber unbedingt herauskommen wollte. Kraft gegen Kraft, so lief es normal. Jeder versuchte, den anderen zu übertrumpfen, stärker zu sein als er. Ich hätte den Arm des Tongs zurückdrücken müssen, aber dieser Kerl handelte wieder völlig unnormal. Er bewegte sich dabei schlängelhaft auf mir, dabei stieß er mit der anderen Hand gegen mein Gesicht, um meine Augen zu treffen.

Ich brachte den Kopf rechtzeitig genug zur Seite, daher stieß nur ein Finger gegen meine Wange und rutschte dort ab. Der Finger war hart wie Stahl gewesen.

Dann rammte ich mein Knie hoch.

Ich hörte den anderen ächzen.

Wieder reagierte ich auf die gleiche Weise.

Er schrie, das Messer wollte er dabei in mein Gesicht drücken, und mit einer wilden Bewegung gelang es mir, seinen Arm zur Seite zu

drücken. Damit hatte er nicht gerechnet. Der Arm fiel nach unten, die Spitze der Klinge erwischte nicht mich, sie rammte in den Boden, blieb dort für einen Moment stecken und brach singend ab.

Dann geschah etwas, mit dem ich nicht gerechnet hätte. Der obere Teil des Messers flog schräg weg und ausgerechnet gegen das Gesicht des Tongs. Das Stück Metall besaß die Wirkung eines Granatsplitters. Es riß eine tiefe Furche in das Gesicht des Tongs. Blut strömte aus der Wunde, ich wurde auch nicht verschont, aber der Mann dachte nicht mehr an mich. Er preßte seine freie Hand gegen das Gesicht. Ich rammte ihn zurück.

Als er auf dem Rücken lag, stand ich schon. Aufgegeben hätte er sicherlich nicht, aber das Blut war ihm auch in die Augen gelaufen und hatte die kleinen Totenschädel überdeckt.

So konnte er nichts sehen, das nutzte ich aus. Töten wollte ich den Mann nicht, nur außer Gefecht setzen. Zweimal mußte ich die Handkante einsetzen, dann war er bewußtlos.

Ich kniete neben ihm und kam mir vor wie ein Schwamm, den man ausgewrungen hatte. Der Kampf war hart gewesen und hatte mich geschlaucht. Vor meinen Augen kreisten ein paar Ringe, ich stand auf, bog den Rücken durch und holte tief Luft.

Dann kümmerte ich mich um den zweiten.

Er lag bewegungslos. Trotzdem war ich vorsichtig, das konnte eine Täuschung sein. Man konnte diesen Tongs alles zugestehen, durfte ihnen nur nicht trauen.

Bevor ich ihn auf den Rücken rollte, nahm ich die Beretta an mich und zielte auf ihn.

Er war tot.

Das geweihte Silbergeschoß hatte ihn an der linken Brustseite erwisch und mußte in sein Herz gefahren sein.

Verdammtd, das hatte ich nicht gewollt. Mein Gewissen meldete sich, gleichzeitig sah ich es auch realistisch. Es war Notwehr

gewesen, sonst hätte er mich getötet. Gegen zwei dieser Killer wäre ich nicht angekommen.

Noch etwas fiel mir auf.

Sein Blick war gebrochen. Als hätte jemand mit einem Messer in seinen Augen herumgestochert und die Totenköpfe zerschnitten. Als Splitter schwammen sie innerhalb dieses puddingartigen Augenwassers. Wer blieb noch?

Nur Sari.

Sie aber war verschwunden. Ob sie das Haus verlassen hatte oder noch irgendwo steckte, war mir in diesem Augenblick ziemlich egal. Ich schaute nur kurz auf in den düsteren Gang, sah sie dort auch nicht und ging wieder in das Zimmer.

Noch stand die Statue.

Ein widerliches, böses Wesen, überdeckt von eingetrockneten, dunkelroten Blutfäden. Mein Blick glitt an ihr hoch, bis er das Gesicht erfaßte. Ich sah auch die verfluchte Kette aus Köpfen. Sie wirkten wie echt, obwohl man sie aus Stein gefertigt hatte.

Ich schüttelte den Kopf. »Du wirst keinen mehr unter deinen Bann bekommen, Kali!«

Mir war es so, als hätte sie mich verstanden, denn sie bewegte ihre Augen. Dann geschah etwas, das mir einen kalten Schauer über den Rücken trieb und mich innerlich eiskalt machte.

Aus dem Mund der Todesgöttin drang zuerst ein scharfes Atmen. Es hörte sich an wie das Zischen einer alten Lok, aber aus diesem Geräusch wurden schließlich Worte, die sich zu Sätzen formierten.

»Noch hast du nicht gewonnen, Geisterjäger. Noch nicht. Du bist im Haus, in meinem Haus, denn es ist von meinem Geist erfüllt worden. Und ich werde dich jagen, denn ich habe mir selbst versprochen, daß du dieses Haus nicht lebend verläßt.«

Okay, es war eine Drohung, und Drohungen dieser Art hatte ich schon des öfteren vernommen.

Was mich allerdings so schockierte, war die Stimme. Sie gehörte meiner Begleiterin Sari...

Der Mann vor Suko mußte so überrascht worden sein wie nie zuvor in seinem Leben. Er schien auf der Stelle einzufrieren. Bei ihm bewegte sich nichts mehr, und wahrscheinlich zuckte er auch mit keiner Augenwimper. Er mußte diesen kalten Mündungsdruck kennen, der in gewisser Hinsicht ein Vorbote des Todes war.

»Röhren Sie sich nicht«, sagte Suko flüsternd und verstärkte den Druck noch ein wenig.

Der andere sagte nichts. Suko interessierte sich auch nicht dafür, wichtig war jetzt Mandra, der von einem Arm der Todesgöttin umklammert und gegen ihren Leib gepreßt wurde. Zu seinem Pech hatte er auch noch die Arme angewinkelt, sie klemmten ebenfalls fest, und Mandra konnte sich praktisch nicht bewegen.

Aber er sah Suko und sprach ihn auch mit einer gepreßt klingenden Stimme an. »Suko, ich... ich hänge hier fest. Die verdammte Statue lebt. Sie hat mich erwischt...«

»Sie wird dich loslassen.«

»Nein, sie...«

Suko wußte, was Mandra damit meinte, denn Kali besaß vier Arme. Einen hatte sie bisher nur eingesetzt, drei standen ihr noch zur Verfügung, und sie konnte jeden ihrer Arme unabhängig voneinander bewegen. So näherten sich die Pranken dem Inder aus drei verschiedenen Richtungen. Das sah auch Sukos Gefangener. Er begann zu lachen. Es war kein normales Geräusch, das über seine Lippen drang und zeugte auch nicht von großer Freude.

Nein, das scharfe Kichern konnte man als widerlich bezeichnen. Es war höhnisch und triumphierend, es drang durch die Stille des Raumes und sollte den Sieg verkünden.

Dagegen hatte der Chinese etwas.

Suko bekam mit, wie sich Mandra bemühte. Er versuchte, seine Hände aus dem Griff der Statue zu lösen, doch gegen die steinerne Kraft der Todesgöttin kam er nicht an.

Suko mußte helfen.

Er nahm die Waffe zurück.

Dr. Rasana, der nur auf so etwas gewartet zu haben schien, reagierte sofort. Er warf sich vor, wäre auch weggekommen, hätte Suko nicht sofort gehandelt und sein Bein zwischen die des Mannes gestellt. Rasana konnte sich nicht mehr halten. Er kippte nach vorn und prallte zu Boden.

Wie ein Gummimännchen sprang er wieder hoch und genau in Sukos Hieb, der ihn um die Achse drehte, bevor der Arzt bewußtlos zu Boden geschleudert wurde.

Jetzt war der Weg für Suko frei.

Er lief auf die gefährliche Statue zu und sah Mandras verzweifelten Kampf, der nichts brachte, weil die Kraft der verfluchten Göttin einfach zu groß war.

Ihre übrigen Arme hatten sich dem menschlichen Opfer bereits in gefährlicher Weise genähert. Eine Pranke zielte auf das Gesicht des Inders. Sie hätte es zerquetscht, das wußte auch Mandra. Es war ihm gelungen, den Kopf zu drehen, und Suko sah deutlich die Furcht auf den Gesichtszügen.

Was blieb ihm, um Mandra aus dieser verdammten Lage herauszuholen? Mit der Körperkraft konnte er nichts ausrichten. Silberkugeln würden wahrscheinlich abprallen, er konnte den Stab hervorholen und durch das Rufen eines Codeworts die Zeit anhalten, das alles wollte er nicht, denn er besaß noch eine Waffe. Die Dämonenpeitsche!

Und sie setzte er ein.

Es war Routine, wie er sie hervorzog, einmal einen Kreis über den Boden schlug, so daß die drei Riemen hervorrutschen konnten. Sie

klatschten mit ihren Spitzen vor Sukos Füße. Er lief den Rest der Strecke und holte bereits aus.

Wichtig war für ihn der Arm, der sich dem Kopf des Inders näherte und das Gesicht zerdrücken wollte.

Die Peitsche war schneller.

Drei Riemen fächerten auseinander, trafen an verschiedenen Stellen, und strahlten ihre starke Magie gegen den Arm der Todesgöttin ab. Würde er es schaffen? Suko schreckte zusammen, als er die wilde Bewegung sah, mit der der Arm wieder zurückfuhr. Als hätte er einen heftigen Treffer bekommen. Er schnellte nicht mehr vor, denn Suko vernahm bereits das Krachen und Knirschen des Gesteins. Es bröckelte ab, zerriß, und die schweren Klumpen polterten zu Boden, wo sie wegtickten wie Bälle.

Noch waren drei Arme übrig.

Suko nahm sich schon den nächsten vor. Er hämmerte die Riemen gegen den Arm, der seinen Freund Mandra festhielt. Das Aufklatschen war Musik in seinen Ohren, und die Wirkung trat augenblicklich ein. Der Arm bekam Risse.

Rauch quoll hervor, Mandra arbeitete mit, es gelang ihm, seine Arme aus dem locker werdenden Griff zu ziehen. Er drückte sich nach vorn, als die ersten Teile zu Boden polterten und Mandra sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Neben Suko fiel er zu Boden, der zur Seite springen mußte, denn einer der beiden übriggebliebenen Arme fegte mit einer elementaren Wucht auf ihn zu.

Suko zog den Kopf ein, drehte sich noch und spürte auch den Luftzug, als der schwere Arm dicht hinter seinem Rücken vorbeistrich. Als er zurückfuhr, hämmerte Suko zu.

Volltreffer.

Danach lag Suko am Boden und rollte sich aus der Gefahrenzone, weil er von den Brocken nicht erwischt werden wollte. Einer prallte

nur gegen seine Beine und hüpfte dann darüber hinweg.

Noch besaß die Statue einen Arm.

Den wollte Suko auch erwischen, die Mühe konnte er sich sparen, denn die magische Kraft der Peitsche hatte ausgereicht, um der Todesgöttin den Rest zu geben.

Sie wurde zerstört.

Suko, der wieder stand und Mandra auf die Beine half, schaute in Kalis Gesicht aus Stein. Es hatte Leben bekommen.

Angst, Schmerz und Grauen zeichneten sich darin ab. Die Totenköpfe in den Augen bewegten sich mal kreisförmig, dann zu den Seiten hin, und bei jeder Bewegung des steinernen Gesichts, in dem sich stets eine Falte verschob, knackte und knirschte es erneut. Kali wurde vernichtet.

Aus dem Gesicht fielen Steine und Staub. Beides zusammen rieselte den Männern entgegen. Das Zeug tickte vor ihren Füßen auf, und der letzte Arm brach mit einem gänsehauterzeugenden Knirschen ab. Es war gewissermaßen die Iinitialzündung, denn nun fiel die gesamte Statue ineinander. Als hätte sie jemand von innen angebohrt, sank sie mit Donnergetöse ineinander.

Mandra hatte seine Hand auf Sukos Schulter gelegt und sich abgestützt. Er schaute zu, gab Kommentare ab, die im Krachen der sterbenden Statue untergingen, und in seinen Augen stand ein Leuchten, denn Kali hätte es fast geschafft, ihn zu vernichten.

Beide Männer husteten, da ihnen der Staub entgegentrieb. Er war vermischt mit dem Gestank des alten Moders, und auch mit dem des Blutgeruchs.

»Sie ist vernichtet!« hörte Suko seinen indischen Freund mit rauher Stimme sprechen. »Sie ist endgültig vernichtet. Aus, alles vorbei.« Er begann zu lachen.

Suko konnte nicht widersprechen. Allmählich legte sich der Lärm. Die Echos verrollten, nur mehr kleinere Teile rieselten zu Boden,

und die Wolken aus Staub trieben lautlos.

Sie hörten ein Jammern und ein Fluchen.

Suko drehte sich schneller um als Mandra und sah den Mann, den er niedergeschlagen hatte, nahe der Tür. Dort versuchte Rasana, sich wieder in die Höhe zu stemmen. Er mußte sich festhalten, umarmte die Tür, wie ein Betrunkener die Laterne, und stieß noch immer die jammernden Laute aus.

»Wer ist das?« fragte Suko.

»Dr. Rasana.« Mandra strich über seine Stirn. »Ein übler Typ. Ein Landsmann von mir. Er hat das Grauen nach London gebracht. Er wollte auch die neue Kette für Kali besorgen.«

»Das heißtt, die Köpfe.«

»Genau.«

»Und du wußtest davon?«

Mandra nickte. »Ich folgte ihnen nach London.«

»Verdammtd, du hättest anrufen können.«

»Ja, hätte ich. Aber ich wollte euch überraschen.«

Der Chinese lachte auf. »Das ist dir auch verdammt gut gelungen, mein Lieber.«

Über Einzelheiten wollten sich die Männer später unterhalten, wichtiger war Rasana. Der Arzt hatte es geschafft und stand endlich. Allerdings sehr wacklig, er mußte sich nach wie vor abstützen, aber er versuchte, aus dem Raum zu entweichen, um den Ausgang zu erreichen. Suko war schneller.

Er schnappte sich den Kerl am Kragen, hielt ihn fest und drehte ihn herum.

Rasana schaute ihn an. Das Gesicht des Arztes war von einer grauen Schicht überzogen worden. Sie wirkte wie Puderzucker und klebte in jeder Falte. Mit einer müden Bewegung hob Rasana den rechten Arm. Er hatte Angst, wieder geschlagen zu werden, doch Suko schüttelte nur den Kopf. »Nein, Mister, Schmeißfliegen schlage

ich nicht. Ich würde mir nur die Hände beschmutzen.«

»Wer... wer sind Sie!«

»Jemand, der Kali nicht mag. Das haben Sie ja gesehen. Deine Göttin lebt nicht mehr.«

Rasana begann zu greinen. Er schaute auf die Trümmer und die darüber wallenden Wolken.

»Da ist nichts mehr«, sagte Suko. »Kali ist vernichtet worden. Keine Chance.« Er drehte Rasana herum und schob ihn vor sich her wie eine Puppe.

Der Arzt bewegte automatisch die Beine, damit er nicht hinfiel. Sie betraten den Raum, wo der Schreibtisch stand und alles seinen Anfang genommen hatte.

Mandra wollte den Schrank öffnen. »Hast du es gesehen?« fragte er dabei.

»Ja.« Suko schob Rasana in einen Sessel. »Laß den Schrank zu. Unser Freund hier wird uns mehr sagen können.«

Der Arzt stierte Suko von unten her an, bevor er den Kopf schüttelte.

»Nein, ich sage nichts. Kein Wort bekommt ihr aus mir hervor. Ich... ich weiß auch nichts.«

»Es sollten sechs Köpfe werden, nicht wahr?«

»Ja.«

»Die hättest du doch nicht allein geholt. Wie viele Helfer hast du noch aus Indien mitgebracht? Nur einen, der unterwegs ist, um die Morde durchzuführen?«

Rasana schwieg.

Suko fuhr fort, während Mandra gymnastische Übungen machte, um seinem malträtierten Körper wieder alte Geschmeidigkeit zu geben.

»Dieser eine Tong lebt nicht mehr. Er ist von einem Dach gestürzt. Du kannst dich auf ihn nicht verlassen...«

Rasana zog die Lippen breit. Es war ein diabolisches, gleichzeitig

wissendes und auch hintergründiges Lächeln, das Suko und Mandra stutzig werden ließ.

Besonders Mandra, der dicht an den Schreibtisch herantrat. »Ich weiß besser Bescheid«, flüsterte er, und seine Stimme nahm bei den folgenden Worten an Schärfe zu. »Schon in Indien hat es sich herumgesprochen, daß ihr nach London kommen wolltet, um die neue Kette zu fertigen. Aber ihr wart nicht nur zu zweit. Du hast sechs Tongs mit auf die Reise genommen, das weißt du selbst.«

Der Arzt erwiderte nichts darauf. Er saß nur da und lachte leise.

»Also ein halbes Dutzend«, sagte Suko. »Sehr richtig.«

»Fragt sich nur, wo die anderen stecken.«

Rasanas Lachen wurde lauter. »Was weißt ihr schon?« rief er. »Was weißt ihr schon...?«

»Weniger als Sie«, erklärte Mandra.

»Ja, ja!« schrie er und griff an seinen Hals, der geschwollen war. Da hatte ihn Suko erwischt. »Ihr habt die Statue zerstört, aber nicht gewonnen. Man kann Kali nicht töten. Ihr Geist ist allgegenwärtig, auch wenn man ihn nicht sieht. Habt ihr gehört? Er ist allgegenwärtig, und er versteht es, sich zu tarnen. Gerade als Inder müssen Sie wissen, Korab, wie gefährlich Kali ist. Eine Statue könnt ihr zerschlagen, eine zweite oder dritte, und noch mehr sind immer vorhanden.« Er breitete die Arme aus wie beim Trockenschwimmen.

»Verteilt sind sie. Auch in London.«

»Wo?« fragte Suko.

Rasana lehnte sich zurück. Er genoß plötzlich seine relative Überlegenheit. »Es ist euer Pech, daß ihr euch auf falsche Spuren konzentriert habt. Es gibt sie noch, das weiß ich!«

Mandra griff zu. Er drehte den Kragen des Mannes herum und raubte ihm so einen Teil der Luft. »Wo, zum Henker?« fragte er. »Wo steckt die andere Statue?«

Rasana lief rot an. Er schlug auf Mandras Handgelenke, der losließ

und den Mann dabei so hart zurückstieß, daß dieser fast mit dem Stuhl umgekippt wäre.

Korab hatte ihn provozieren wollen, und das war ihm auch gelungen.

»Nie!« rief Rasana laut aus. »Nie werdet ihr gewinnen. Ich habe noch Helfer. Es stimmt, wir sind nicht allein gekommen. Kali und ich haben viele Helfer mitgebracht.«

»Tongs?«

»Genau — die Tongs!«

»Und wie viele sind es?«

Jetzt beugte sich Rasana vor. Er hatte sich selbst innerlich aufgebaut und wieder Mut gefaßt. Die anderen wußten zu wenig, jetzt würde er ihnen die schaurige Wahrheit erzählen.

»Sechs Diener habe ich mitgebracht«, erzählte er voller Triumph.

»Genau sechs Tongs. Einen nur habt ihr erwischen können, aber fünf sind noch da. Versteht ihr?«

Die Mienen der beiden Freunde wurden eisig. »Wo?« fragte Mandra.

»Wo befinden sich die fünf?«

»Das werde ich nicht sagen. Nein, ihr bekommt keine Antwort darauf. Sucht sie doch!«

Mandra schaute Suko fragend an. Der Inspektor sah, wie sich die Muskeln des Freundes strafften, und schüttelte den Kopf. »Nicht mit Gewalt«, flüsterte er. In den letzten Sekunden hatte er sich den Fall noch einmal durch den Kopf gehen lassen und sehr intensiv darüber nachgedacht. Er war auch zu einem Ergebnis gekommen. Bisher sah er es nur als Theorie an, jetzt gab er die Antwort.

»India House!«

Zwei Worte nur, aber zwei Worte, die einschlugen wie eine mittlere Bombe.

Daß Rasana nicht von seinem Sitz hochsprang, glich schon fast

einem kleinen Wunder. Er wollte hoch, wurde blaß und sackte innerlich zusammen.

Auch Mandra hatte bemerkt, daß Sukos Bemerkung voll ins Schwarze gezielt war. »India House?« wiederholte er. »Verdammt nochmal, was ist das schon wieder?«

»Ein Gebäude in London.«

»Und dort sind die fünf Tongs?«

»Keine Ahnung, aber ich weiß, wer dem India House einen Besuch abgestattet hat.«

»Und wer?«

»John Sinclair. Er ist mit einer kleinen Inderin dort hingegangen. Sari heißt das Mädchen.«

»Sie ist... nein, sie war Dennings Freundin.«

»Natürlich. Ich habe ihr aber nicht getraut. Irgend etwas an ihr hatte mich mißtrauisch gemacht, und ich werde das Gefühl nicht los, genau richtig gelegen zu haben.«

Suko sah Rasanas Gesicht an, wie sehr er ins Schwarze getroffen hatte, und der Mann aus Indien senkte den Kopf.

»Dann müßten wir sofort hin«, sagte Mandra.

»Nein, noch schneller!«

Suko handelte. Es war klar, daß Rasana nicht freiwillig mitkommen würde, deshalb lief der Inspektor um den Schreibtisch herum und zerrte den Arzt in die Höhe.

Er versteifte sich, kam gegen Sukos Kräfte nicht an, der ihn aus dem Stuhl drehte und Mandra in die Arme schleuderte. »Halte du ihn fest, ich gehe vor und schließe den Wagen auf.«

Suko lief zum Eingang. Mandra und Rasana folgten ihm. Kalte Luft schlug in das Haus, als Suko die schwere Tür aufzog. Mandra hatte sich mit einem Taxi herfahren lassen, deshalb mußten sie erst das Gebäude umrunden, wenn sie Sukos Wagen erreichen wollten.

Mandra Korab behielt seinen Gefangenen fest im Griff. Erwehrte

sich auch nicht mehr, stieß nur gewisse Drohungen aus und versprach beiden Männern schreckliche Tode.

»Hast du den Wagen weit weg geparkt, Suko?«

»Ein paar Minuten müssen wir laufen.«

»Gut.«

Sie nahmen nicht den normalen Weg. Die Abkürzung führte sie wieder in das Gelände hinein und dort querdurch. Suko bahnte den Weg, Mandra hielt den Gefangenen fest im Griff.

Alles sah so normal aus. Die Gegend war ruhig, niemand hielt sich zwischen den vier Häusern auf. Nur jenseits der Mauer ertönten noch immer die Stimmen der spielenden Kinder.

Bis zu diesem Schrei!

Der Arzt hatte ihn ausgestoßen. Mandra sah den Grund im ersten Moment nicht, er merkte nur, wie der Mann in seinem Griff schwer wurde und nach vorn fiel.

Der Inder griff nach, hielt ihn fest und konnte auf Rasanas Rücken schauen.

In ihm steckte ein langes Messer.

Die Tongs waren da!

Ich aber hatte die beiden erledigt. Sie konnten mir nicht mehr gefährlich werden, dafür lauerten mir andere unbekannte Gefahren auf. Saris Warnung war deutlich genug gesprochen worden. Dieses Gebäude mit dem Namen India House wurde vom Geist der seelenlosen Todesgöttin Kali bis in den letzten Winkel beherrscht.

Daß sie in verschiedenen Gestalten auftreten konnte, stand in der indischen Mythologie zu lesen. Ich selbst hatte es am eigenen Leibe erfahren müssen. Sie war mir als Sari erschienen und steckte auch in dieser verdammten Statue.

Um sie wollte ich mich nicht weiter kümmern. Sie war unbeweglich, würde mich kaum verfolgen können. Die Falle lauerte

im Haus. Sari rechnete damit, daß ich durch die Gänge schleichen würde. Sie sollte sich verrechnet haben. Schließlich besaß das Zimmer ein Fenster. Bei meiner Ankunft hatte ich mir das Gebäude zudem von außen anschauen können und gesehen, daß es an seinen Mauern zahlreiche Vorsprünge und Simse besaß, auf denen ich Halt finden würde. Ich schloß die Tür.

Dabei kerbte ein hartes Lächeln meine Lippen. Wahrscheinlich rechnete Sari damit nicht. Dann ging ich aufs Fenster zu. Nach dem zweiten Schritt schon stellte ich fest, daß etwas nicht stimmte. Ich fühlte mich unwohl, ohne das Gefühl näher beschreiben zu können. Und als ich stehenblieb, fiel mein Blick auf die Statue.

Das genau war es.

Sie beobachtete mich.

Die Augen, rot wie Blut, drehten sich in den Höhlen. Die Statue lebte, und sicherlich würde sie ihre Informationen, die sie über mich erhielt, an Sari oder an eine andere Person, in der Kalis Geist steckte, weiterleiten können.

Lohnte es sich dann, aus dem Fenster zu klettern.

Ich wechselte den Blick und schaute auf das Fenster. Es lag völlig normal innerhalb des Mauerwerks. Nichts ließ darauf schließen, daß es manipuliert sein könnte.

Ich dachte an mein Kreuz.

Auf ihm waren zahlreiche Zeichen eingraviert, unter anderem auch die drei Buchstaben AUM, die heilige Silbe der Inder, die kein Ungeweihter sagen durfte.

Ich hatte sie schon gesprochen, aber damals steckte ich in höchster Lebensgefahr. Wenn ich sie jetzt rief, konnte sich die Silbe gegen mich wenden, und das wäre fatal gewesen.

Also ließ ich es bleiben.

Dicht vor dem Fenster blieb ich stehen. Mein Blick fiel durch die Scheibe. Ich sah in den Garten, entdeckte die Bäume, die kahlen

Zweige der Büsche, und doch kam mir alles anders vor als auf dem Hinweg. Über dem Gelände schien ein leichter Schleier zu liegen. Eine Mischung aus Tüchern, Nebel und Dunst.

Da war etwas manipuliert worden.

Vorsichtig streckte ich den Arm aus. Der Fenstergriff kam immer näher, und ich hätte ihn fast berührt, als hinter mir die Tür mit einem gewaltigen Krach aufflog.

Der Schreck fuhr mir in alle Knochen.

Ich wirbelte auf dem Absatz herum, spürte die heiße Lohe, die mir entgegenschlug, und starrte in das rötlich schimmernde Maul eines gewaltigen Ungeheuers, das sich im Gang drängte.

Das Maul nahm die gesamte Tür ein, und es war so groß, daß eine Person darin Platz bekommen hätte.

Teuflisch lächelnd stand dort, beide Arme in die Hüften gestützt, die Inderin Sari...

»Runter!« Der Befehl galt Mandra Korab, der noch immer wie erstarrt auf dem Fleck stand, dann aber handelte und zu Boden tauchte. Der Tote rutschte ihm aus dem Griff und blieb neben ihm liegen. Das Messer war mit einer ungeheuren Wucht und Treffsicherheit geschleudert worden. Es mußte das Herz des Inders durchbohrt haben. Mandra sah die Spitze aus der Brustkleidung hervorragen. Er zog sich zurück. Wie eine Schlange wand er sich über den Boden. Von Sukō sah er ebenfalls nichts mehr, und er tastete nach seiner Waffe. Auch der Inder war nicht unbewaffnet erschienen. Er trug nicht mehr den Gürtel mit den sieben Dolchen, sondern eine Schußwaffe, einen Revolver.

Mandra hatte sich in London nicht auf die alten indischen Kampftechniken und Waffen verlassen wollen. Bei diesen Kämpfen gab es keine langen Rituale, hier mußte sofort und zielsicher gehandelt werden.

Noch konnte er nichts tun.

Die Tongs waren da, aber er sah sie nicht. Das Gelände eignete sich für einen Überfall vorzüglich. Wer zudem schnell und wendig wie die Tongs war, würde alle Chancen ausnützen können.

Mandra war sich darüber im klaren, daß er großes Glück gehabt hatte. Das Messer hätte ihn ebensogut treffen können wie Rasana, andererseits konnte der Treffer auch Absicht gewesen sein, da Rasana als Mitstreiter versagt hatte.

Mandra kroch vor. Er wußte ungefähr, wo Suko lag, und er hörte schon dessen Flüstern.

»Ich sehe dich!«

»Gut, wo steckst du?«

»Komm noch etwas vor.«

Das tat Mandra und konnte den Inspektor erkennen. Suko lag auf dem Rücken, die Beretta in der Rechten. Dabei bewegte er den Kopf in verschiedenen Richtungen, um sofort erkennen zu können, wenn sich ihm jemand näherte.

Noch tat sich nichts.

Nur mehr der kühle Wind strich über das Wintergras und die sperrigen Büsche.

Suko schaute auf Mandras Revolver. »Ich sehe, daß du bewaffnet bist. Wir trennen uns jetzt besser. Die Kerle werden, das nehme ich jedenfalls an, einen Kreis geschlagen haben.«

»Rechnest du mit fünf Tongs?«

»Davon gehe ich aus.« Suko fragte noch: »Was ist mit Rasana?«

»Tot. Die Klinge hat ihn voll erwischt.«

»Das habe ich mir gedacht.« Suko ballte vor Wut die freie Hand.

»Du gehst nach rechts, ich nach links. Klar.«

»Sicher, viel Glück.«

Die beiden Männer trennten sich. Suko wartete, bis Mandra nicht mehr zu sehen war, dann setzte auch er sich in Bewegung. Noch

blieb er eng am Boden und spürte dessen Kälte durch seine Kleidung dringen. Es hatte gefroren, die Erde war steinhart.

Sein Weg war genau zu verfolgen. Das Gras bewegte sich und auch die Zweige.

Suko fiel ein, daß er auf diese Art und Weise nicht viel erreichen konnte. Er mußte die Tongs schon aus der Reserve locken, auch wenn es mit einem hohem Risiko verbunden war. Deshalb sprang er auf. Er kam wie eine Figur aus der Deckung hoch, kreiselte auf der Stelle herum — und sah ihn.

Der Tong war fast zum Greifen nahe. Mit einem Arm holte er aus, um die Klinge zu schleudern. Dabei bewegten sich in seinen Augen die beiden Schädel.

Ein Schuß krachte.

Der Tong flog zur Seite, wie von einer Riesenfaust erwischt. Dabei verlor er seine Waffe, die sich ein paarmal überschlug, bevor sie irgendwo im Gras verschwand.

Mandra hatte geschossen.

»Danke!« sagte Suko knapp.

Die beiden drehten sich um. Sie standen Rücken an Rücken. Natürlich war der Schuß gehört worden. Die Häuser lagen in der Nähe. Einige Fenster wurden geöffnet. Köpfe erschienen. Das gefiel Suko überhaupt nicht. Er wollte keine Zeugen, denn sie könnten möglicherweise zu Geiseln werden, wenn die Tongs aufs Ganze gingen.

Sie zeigten sich nicht, blieben verschwunden, und nach einer Weile waren es Suko und Mandra leid.

Sie sprachen sich ab und durchsuchten das Gelände. Suko entdeckte die beiden Männer.

Nebeneinander lagen sie auf dem Rücken. Zersplitterte Totenschädel in gebrochenen Augen starrten gegen den grauen Winterhimmel. Die Messer waren ebenfalls zu sehen.

Sie steckten in den Körpern der Männer.

Scharf atmete Suko ein. »Die Japaner nennen es Harakiri«, sagte er mit leiser Stimme.

Mandra nickte. »Warum nur?« fragte er. »Warum haben sie es getan?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht haben sie sich als Versager gefühlt. Sie konnten Rasana nicht schützen. Möglich ist es auch, daß ihnen Kali den Befehl gegeben hat, sich zu töten, denn die Todesgöttin konnte Versager nicht leiden.«

Die ließ sie einfach fallen.

Mandra spreizte drei Finger seiner linken Hand ab. »Wo sind die anderen beiden?«

Suko überlegte. »Müssen sie denn unbedingt hier sein?« fragte er nach einer Weile.

»Nein, du hast recht. Wie hieß das Gebäude noch, zu dem wir fahren wollten?«

»India House.«

»Eben. Wenn es unter Kontrolle der Todesgöttin steht, ist es möglich, daß wir dort auch die beiden uns noch fehlenden Tongs finden. Und natürlich John.«

Suko rieb seinen Nacken. »Falls er noch lebt.«

»Worauf wartest du?«

Auf nichts warteten die beiden mehr. Nebeneinander rannten sie her. Ihnen war die Zeit plötzlich knapp geworden. Als sie in der Feme das Jaulen der Polizeisirenen hörten, schloß Suko den Wagen bereits auf und warf sich hinter das Lenkrad.

Mandra hämmerte die Tür ins Schloß. Suko hatte sich schon angeschnallt und startete, als Mandra den Gurt einhakte.

»Wie siehst du Johns Chancen?« fragte der Inder.

»Unkraut vergeht nicht.«

»Manchmal bekämpft man es auch mit Feuer«, erwiderte der Inder

leise...

Welch einen Zauber Kali angewendet hatte, wußte ich nicht. Ich hatte mich nur mit den Tatsachen abfinden müssen und starrte in das gierig aufgerissene Maul des Monstrums, das so wirkte, als wollte es mich jeden Moment verschlingen. War das Kali?

Wieder dachte ich an die verschiedenen Gestalten, in denen sie auftrat. Sie war ein Verwandlungskünstler unter den dämonischen Wesen. Ob Mensch, Tier oder Monster, Kali konnte alles sein, wie sie mir hier bewies.

Und auch als kleine Inderin.

Sari lächelte mich an. Ich zeigte keine Furcht und ging auf sie zu, obwohl ich das Gefühl hatte, mitten in die Hölle zu schreiten. Aus dem weit aufgerissenen Maul lösten sich giftgrüne Schwaden. Zuerst waren es nur leichte Fahnen, innerhalb von Sekunden jedoch nahm ihre Konzentration zu, so daß sich die Schwaden zu einer dicken Nebelsuppe verdichteten, die mir auch die direkte Sicht auf den Schlund des Monstrums nahmen. Die Schwaden trieben mir entgegen, ich atmete sie ein, hatte das Gefühl von einer Säure berührt zu werden, aber ich gab nicht nach und kämpfte mich durch.

Etwas zuckte auf meiner Brust. Es war das Kreuz, das sich »meldete«, denn es reagierte einfach auf eine Magie, war sie auch noch so fremd. Mit den Schwaden wurden auch fremde Gedanken gegen mich transportiert, die in mein Hirn drangen und es ausfüllten. Ich vernahm Saris Stimme. Sie sprach zu mir und lachte leise dabei.

»Kali hat dich auf ihre Liste gesetzt, ich habe dich auf meine Liste gesetzt, denn wir sind gleich. Du wirst keine Chance mehr haben, dein Leben ist beendet, du weißt es nur nicht. India House muß zu deinem Grab werden. Es wird von Kali beherrscht. Du bist mir, einer Mörderin, gefolgt, und ich folge allein ihrem Willen.«

Ich war nicht mehr weitergegangen und stand inmitten der

Nebelwolke. Seltsamerweise tat sie mir nichts. Ich bekam Luft, ich konnte denken, ich war voll da — bis auf die Stimme, die mir verriet, daß auch ich unter Kalis Kontrolle stand.

Etwas Kaltes berührte mich. Ich hatte das Gefühl, von Totenfingern erfaßt worden zu sein, schüttelte mich und stellte fest, daß meine Sicht besser wurde.

Wenige Sekunden später war die Luft rein. Der Nebel schien sich in die Wände zurückgezogen zu haben.

In einen völlig normalen und auch leeren Gang schaute ich. Und natürlich in die geheimnisvolle Dämmerung.

Sollte ich doch den Gang nehmen.

Ein schneller Blick über die Schulter bewies mir, daß ich mich zu sehr hatte ablenken lassen.

Urplötzlich schwebte ich in Lebensgefahr.

Die Statue war nicht nur vorgegangen, sie stand auch direkt hinter mir und griff mit vier Pranken zu...

Ich ließ mich so schnell fallen, als hätte man mir mit einem Schwerthieb beide Beine abgesenkt. Wie es war, von der Göttin als Gefangener behandelt zu werden, hatte ich im indischen Dschungel damals erleben können. Heute wollte ich darauf verzichten.

Die vier Hände griffen zu. Sie kamen von verschiedenen Seiten und hätten mich trotz meiner für mich relativ günstigen Lage noch erwischt, aber ich blieb nicht auf der Schwelle liegen, sondern rollte mich in den Gang hinein.

So entkam ich der unmittelbaren Gefahrenzone.

Es freute mich zu sehen, wie die vier Pranken ins Leere faßten und dabei noch über den Boden scheuerten. Bevor die Statue sich weiter auf mich zubewegen konnte, war ich schon außerhalb ihrer Reichweite, hatte die Beretta gezogen und gab einen Schuß ab.

Auf das Auge hatte ich gezielt, es aber nicht getroffen. Das

geweihte Silbergeschoß hackte gegen das Gestein und ließ dort eine Funkenspur auffliegen.

Mehr tat sich nicht.

Ich aber wollte diesem verdammten Haus entkommen und dachte daran, daß noch mehr Zimmer zur Verfügung standen und auch noch mehr Fenster. Alle konnte sie doch nicht unter Kontrolle haben. Bis zur nächsten Tür ging ich und riß sie auf.

Da stand das Fenster offen.

Sogar zwei Flügel besaß es, die nach innen geschlagen waren. Kalte Winterluft fuhr, wie von gewaltigen Händen geschaufelt, in den Raum und erreichte auch mein Gesicht.

Ich hatte vor, auf das Fenster zuzustürmen, als mich eine innere Stimme warnte.

Weshalb stand es offen? Das roch nach Falle. Deshalb ging ich nicht vor, trat einen Schritt zurück und packte von der Wand einen armförmigen, beschrifteten Stein, den ich in den Raum schleuderte. Er hatte kaum den Gang verlassen, als es geschah.

Etwas Blitzendes löste sich von der Decke, raste nach unten und hämmerte in den Boden hinein.

Meine Gesichtsfarbe wurde grau, denn aus der Höhe war ein gefährliches Fallbeil gefallen. Es hätte mir fast den Kopf abgetrennt. Von irgendwoher vernahm ich ein Lachen. Dann klappte das Fenster wieder zu.

Es wurde still.

Ich atmete tief durch und drehte mich wieder um. Da ich davon ausging, daß in den anderen Räumen ebenfalls tödliche Überraschungen auf mich warteten, entschloß ich mich, das Haus auf dem normalen Weg zu verlassen. Der führte nun mal über die Treppe.

Sehr langsam schritt ich durch den Gang. Die Atmosphäre hatte sich verändert. Es lag an der Luft, die mit einem Hauch von Moder

geschwängert worden war.

Die Wände zu beiden Seiten blieben starr. Trotzdem kamen sie mir vor, als würden sie sich bewegen. Vielleicht lag es auch an Schriftrollen, die zwischen den einzelnen Zimmertüren befestigt waren. Kali wartete auf mich. Den vollen Sieg hatte sie nicht erringen können, jetzt wollte sie sich an mir schadlos halten, und die Voraussetzungen dafür waren günstig.

Noch tat man mir nichts.

Aber das Gefühl, von geheimnisvollen Augen beobachtet zu werden, blieb. Ich schielte bei meinem Gang zur Treppe gegen die Decke. Dort brannten die runden Lampen. In jedem erleuchteten Glas sah ich das Auge der Kali, wie sie mich unter Kontrolle hielt und jeden meiner Schritte genau registrierte.

Noch hatte sie mich nicht.

Ich erreichte die Treppe.

An der obersten Stufe blieb ich stehen und schaute hinunter. Die Stufen verschwammen vor meinen Augen in der Dunkelheit, und doch sah ich an ihrem Ende die kleine, unscheinbar wirkende Gestalt der Inderin Sari stehen. Auch sie hatte mich erkannt, legte den Kopf ein wenig zurück und schaute zu mir hoch. Sie öffnete den Mund.

Ich hörte ihr leises Lachen und ihre jetzt wieder normal klingende Stimme. »Willst du nicht zu mir kommen?«

»Nein, danke.«

»Aber wir müssen das Haus verlassen. Wir sind zusammen gekommen und werden auch zusammen gehen.«

»Du kannst ja schon vorgehen!«

»Ohne dich?« Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, ich werde nicht ohne dich gehen. Tut mir leid.«

»Und ich komme nicht zu dir.«

»Das ist schade«, erwiderte sie. »Denn du könntest einem anderen das Leben retten.«

»Ach. Und wem?«

»Dem Mahdi.«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Er liegt auf dem Totenlager im fernen Indien. Leider hat er nicht mehr lange zu leben. Nur wenn Kali eine neue Kette aus den Köpfen ihrer Feinde bekommt, wird sie ihn schützen und sein Leben verlängern. Die Kette bekommt sie nicht mehr, doch sie wird sich auch mit einem Schädel zufrieden geben. Mit deinem!«

»Ich brauche ihn noch.«

»Du gibst ihn nicht freiwillig?«

»Wie käme ich dazu?«

»Dann werde ich ihn mir holen!« Diese Worte sprach Sari dumpf und drohend aus. Sie redete wieder mit der Stimme einer anderen, dem grollenden Organ der Todesgöttin.

Nach ihren Worten zog sie sich zurück. Ich sah kaum, daß sie den Boden berührte. Sie wirkte jetzt schon wie ein Geist, der davonschwebte. Allmählich wollte ich diesem Spuk ein Ende bereiten. Bisher hatte ich Glück gehabt. Ob es sich auch weiterhin fortsetzte, war die Frage. Wenn ich etwas erreichen wollte, mußte es mir gelingen, Sari aus dem Verkehr zu ziehen.

Bei dem Gedanken war mir nicht wohl. Okay, in ihr steckte der Geist der Todesgöttin Kali, aber dem Aussehen nach war Sari noch immer ein Mensch. Ich kannte mich so gut, um zu wissen, daß ich es kaum fertigbringen würde, sie zu erschießen.

Erst mußte ich nach unten.

In diesem Haus war nichts harmlos. Auch die Treppe nicht. Wieder nahm ich einen Gegenstand aus dem Gang, es war ein an der Wand stehendes Gefäß, und schleuderte es die Stufen hinab. Es tickte nur einmal auf, dann zerbrach es. Getan hatte sich nichts. Nach wie vor sahen die Stufen völlig harmlos aus, so daß ich es riskieren konnte, sie hinabzulaufen.

Zwar blieb die Unruhe in meinem Innern, sie schwand jedoch ein wenig, als ich bereits auf der zweiten Stufe stand und sich noch immer nichts getan hatte.

So ging ich weiter.

Die dritte Stufe, auch die vierte.

Ich wollte meinen Fuß schon auf die fünfte Stufe setzen, da hörte ich das leise Lachen.

Für mich eine Warnung!

Plötzlich lag ich in der Luft. Ich hatte mich kraftvoll abgestoßen und flog im hohen Bogen über die Stufen hinweg.

Zum Glück, denn unter mir brach die Treppe im wahrsten Sinne des Wortes auf.

Das Grauen kam aus den Stufen.

Etwas schoß hervor. Lang und blitzend. Scharfe, sehr spitze Messer. Tödliche Klingen, die hell blinkten und mich an verschiedenen Stellen des Körpers durchbohrt hätten.

Aber ich hatte so viel Kraft hinter meinen Sprung gelegt, daß es mir gelang, über die Messer hinwegzukommen. Und es war ein wahrer Panthersatz geworden. Die Arme vorgestreckt, so wie ich es trainiert hatte, jagte ich dem Boden entgegen, bekam kurz vor dem Aufprall Furcht, denn die Gewalt des Stoßes hätte mir zahlreiche Knochen brechen können.

Ich rollte ab. Trotzdem durchzuckte mich der Schmerz. Es war ein harter Treffer, ich wurde um die eigene Achse gewirbelt, überschlug mich immer wieder und hatte das Gefühl, überhaupt nicht mehr zur Ruhe zu kommen.

Irgend etwas stoppte mich. Ein harter Gegenstand, vielleicht ein Schrank oder ein Tisch, jedenfalls lag ich auf dem Bauch, holte schwer und tief Luft, bevor ich den Kopf zur Seite drehte und den Weg zurückschaute, den ich gefallen war.

Blinkend schauten die langen Klingen aus den Stufen. Sie schienen

mir höhnisch zuzuwinken und sahen aus wie ein intervallweise wachsender Wald aus Metall. Mein Herzschlag hatte sich verdoppelt. Angst drückte gegen meinen Magen.

Ich fühlte mich elend, aber ich konnte mich nicht ausruhen und mußte weitermachen.

Die Messer blieben. Das Licht fiel auf die Breitseiten der Klingen und gab ihnen einen feurig-roten Schein. Ich drehte den Kopf in die andere Richtung.

Dort, wo die Tür liegen mußte, ballte sich die Schwärze. Das Licht an der Decke war erloschen. Die durch die Fenster fallende graue Winterhelligkeit versickerte im Raum und berührte mich kaum noch. Schuld an diesen Vorfällen trug allein die Todesgöttin Kali. Wo aber steckte sie?

Sie war wiedergeboren in Sari, die durch ihre rein geistige Kraft es verstanden hatte, dieses Haus zu beeinflussen. Als ich auf den Füßen stand, zitterten die Knie.

Mein Blick glitt in die Runde.

Ich tastete die Wände ab. Die dort hängenden Gegenstände kamen mir vor wie Wesen, die allmählich durch einen finsternen Zauber zu einem unheilvollen Leben erwacht waren.

Jede Maske schien dort zu leben und mir höhnisch zuzulächeln. Auch das Abbild des mächtigen Adlers Garuda sah ich. Der Vogel schien mich direkt und von der Seite her anzuschauen und mir dabei zuzublinken. Ich ging die ersten Schritte. Es war nur mehr ein Katzensprung bis zum Eingang, aber würde ich ihn schaffen? Was erwartete mich dort, wo die Dunkelheit lauerte?

Ich schob mich vor. Schon nach dem ersten Schritt stoppte ich wieder, denn Kalis Stimme drang aus dem Nichts an meine Ohren. »Nein, Geisterjäger, nicht lebend. Nein, du kommst nicht lebend aus diesem Haus, das habe ich versprochen.«

»Wo bist du?« fragte ich. »Zeig dich!«

»Ich komme...« Es klang wie ein fernes Ruf. Und es war aus der Finsternis am Ausgang hervorgedrungen. Dort mußte sie sein, und dort war sie auch.

Plötzlich teilte sich die Finsternis. Es sah so aus wie ein Scherenschnitt, den jemand haargenau hervorgezirkelt hatte. Fast unschuldig wirkte sie, als könnte sie keiner Fliege etwas zuleide tun, aber ich durfte mich nicht von ihr täuschen lassen.

Hätte ich meinen Bumerang besessen, bei Gott, ich hätte ihn auf die Gestalt geschleudert. So aber mußte ich mich auf das Kreuz und die Beretta verlassen.

Wieder einmal.

Konnte ich die Silbe aussprechen? Tat ich es zum falschen Zeitpunkt, brachte ich mich selbst in höchste Lebensgefahr, da ich nach der indischen Mythologie ein Unreiner war.

Sie sah das Kreuz. Und sie sah auch, daß eine bestimmte Stelle daran grünlich aufleuchtete.

Die heilige Silbe.

AUM!

»Nein!« flüsterte sie, »damit kannst du mich nicht schrecken. Nein, auf keinen Fall. Ich weiß, was du denkst, aber glaube nur nicht, daß es dir etwas nützt. Die Silbe wird sich gegen dich stellen. Sie wird dich töten, vernichten...«

»Vielleicht schieße ich auch!«

Sehr hell stand sie innerhalb der Schattenwand an der Tür. Ich sah jede Bewegung in ihrem Gesicht und auch, wie sie die Augen senkte, um auf die Beretta zu schauen.

»Eine Kugel gegen Kali?«

Es war eine fast lächerliche Frage, aber sie hatte ihre Berechtigung. Ja, eine Kugel gegen Kali. Damit konnte ich nichts ausrichten. Sie würde sie schlucken und weiterleben.

»Versuche es!«

Ich schoß.

Verflucht, ich mußte es tun. Ich wollte einfach Gewißheit haben und hatte auf ihr Bein gezielt.

Die Kugel jagte in den rechten Oberschenkel. Sari zuckte zusammen, sie kippte zur Seite. Ich hatte Gefühl, als würde sie fallen, doch sie riß sich zusammen und blieb auf den Beinen stehen.

»Siehst du, Sinclair?«

Noch zielte ich weiter auf sie. Sollte ich ihr in den Kopf schießen? Nein, das brachte ich nicht fertig. Wenn es mir doch noch gelang, Kalis Geist aus diesem Mädchen herauszutreiben, bestand vielleicht eine Chance, daß Sari überlebte. Aber nicht, wenn ich ihr die Kugel zwischen die Augen setzte.

Und sie kam vor. Dabei sprach sie mich an. »Kommen wir zum Ende, John Sinclair. Schau dich um. Alles, was du hier siehst, gehört mir. Das Haus steht unter meiner Kontrolle. Harmlose Gegenstände können zu gefährlichen Waffen werden. Ich habe dir die Masken gezeigt. Noch hängen sie an den Wänden. Aber mir gelingt es, sie zum Leben zu erwecken. Ich werde ihnen meinen Geist so stark einhauchen, daß sie allein meinen Gesetzen gehorchen, die sind bestimmt von einer alten indischen Totenmagie.« Sie wies in die Runde. »Schau dich um, John Sinclair, und du wirst sehen, wie aus toten Gegenständen lebendige werden...«

Ich drehte mich nicht.

Aber ich spürte, daß etwas geschah. Dieser Vorgang konnte einfach nicht lautlos über die Bühne gehen. Ich vernahm das Kratzen und Schaben, auch Laute entstanden, die wie ein geheimnisvolles Heulen oder Jaulen durch den Raum wehten.

Schatten wischten herbei. Es war eine der Masken, die ich bei meinem Eintritt noch an der Wand gesehen hatte. Blutrot sah sie aus. Jetzt zeigte sie an der Stirn Risse. Aus ihnen wehte ein widerlich riechender Qualm, der sich zu einer Wolke zusammendrehte, die auf

Sari zuschwang und sie umspielte.

»Der Tod!« flüsterte sie. »Der Tod wird dich...« Sie wollte noch etwas hinzufügen, da veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichts. Er wurde plötzlich starr, und die nackte Angst sprach aus ihren Zügen. Was hatte sie so gestört?

Ich riskierte es und wandte ihr den Rücken zu. Auch meine Augen wurden groß. Nur nicht vor Angst oder Grauen, sondern vor Staunen. Vorhin hatte ich noch an Garuda gedacht. Er hatte ebenfalls an der Wand als Bild gehangen, dieser gewaltige Adler, auf dessen Rücken ich bereits Dimensionsgrenzen überwunden hatte.

Alles konnte Kali beeinflussen, bis auf ihn.

Und er kam.

Ich konnte nicht anders, ich mußte lachen, denn der Adler nahm Kurs auf das Mädchen...

Golden schimmerte sein Gefieder. Auf dem Bild war er ziemlich klein gewesen, doch mit jeder Sekunde, die verrann, nahm er an Größe zu. Er wuchs praktisch in der Luft zu einem gewaltigen Raubvogel heran, dessen ausgebreitete Flügel fast die beiden Wände dieses Raumes berührten.

Er huschte an mir vorbei, streifte mich noch und hatte sein Ziel erreicht. Sari riß ihre Arme hoch, sie schrie wild auf, aber der Adler war stärker als Kalis Geist.

Er packte zu.

Ich wurde Zeuge, wie er seinen Schnabel und auch die messerscharfen Krallen einsetzte. Alle drei Dinge hackte er in den Körper der jungen Frau und riß sie vom Boden hoch.

Nein! wollte ich schreien, doch mein Protest blieb mir in der Kehle stecken. Der Adler kam seiner Aufgabe mit aller Brutalität nach. Er verließ das Haus.

Mit einem gewaltigen Rammschlag donnerte er gegen die

Eingangstür. Er hatte soviel Schwung, daß er sie aus dem Rahmen fetzte. Die Tür fiel nach außen, und über den fallenden Gegenstand hinweg jagte auch er. Ich hatte mich längst gedreht, um ebenfalls ins Freie zu laufen. Kurz hinter dem Eingang änderte der Adler seinen Kurs.

Er stach wie eine goldene Rakete in den bleigrauen Winterhimmel hinein und schwebte bereits über den Bäumen.

Sari würde nicht überleben, das war mir klar. Stolpernd lief ich einige Yards vor, blieb stehen, da ich einen besseren Blickwinkel bekommen hatte und sah zu, wie sich das Mädchen noch wehrte. Es schlug um sich, aber der Adler war stärker.

Sein Schnabel bewegte sich nickend und heftig.

Verwehende Schreie drangen mir entgegen, aber auch das Kreischen von durchdrehenden Autoreifen, als der Wagen auf das Grundstück fuhr, ich ihm entgegenschauten und zwei Männer darin sah. Ich erkannte am Modell, daß es ein Yard-Fahrzeug war, dann lenkten mich die Vorgänge über den Bäumen wieder ab.

Sari rührte sich nicht mehr. Sie hing in den Fängen des Adlers, der noch mit ihr kreiste und sie pötzlich aus seinen Krallen entließ. Ein schlenkender Gegenstand fiel dem Boden entgegen, erreichte ihn aber nicht, brach in das Geäst der Bäume ein, riß einige Zweige ab und prallte erst dann auf den hartgefrorenen Untergrund. Ich schloß für einen Moment die Augen, hörte die Stimme meines Freundes Suko, der meinen Namen rief, doch darum kümmerte ich mich nicht. Steif wie eine Marionette schritt ich auf den Punkt zu, wo die Inderin lag.

Sie lebte nicht mehr.

Ich schaute in ihr Gesicht und spürte den harten Druck in Höhe meiner Gürtellinie.

Das Gesicht war blutig und gezeichnet. Sie besaß keine Augen mehr. Ich blickte in zwei leere Höhlen, senkte den Kopf und konnte

nicht vermeiden, daß ein heißes Würgen meinen Hals hochstieg...

Indien!

Der Mahdi lag auf seinem Bett. Dr. Rasana hatte ihn verlassen und einem Vertrauten Bescheid gegeben, der den Mahdi regelmäßig besuchte und nach ihm sah.

Es war ein alter Mann, ein Guru, der einen gewissen Scharfblick besaß und genau erkannte, wie sehr es mit dem Mahdi bergab ging. Einer der großen Diener der Todesgöttin Kali würde bald nicht mehr leben. Es ging ihm von Stunde zu Stunde schlechter. Ein rapider Abfall seines Lebenswillens war zu beobachten.

Fieber schüttelte ihn. Der Kopf des Mahdi glühte, und der Alte mußte Wasser herbeischaffen, um die heiße Haut zu kühlen. Dabei schaute er stets in das Gesicht des Todkranken. Die Haut des Mahdi sah aus wie ein alter Lappen, in den jemand mit der Nadel Furchen und Rinnen hineingestochen hatte.

Irgendwann in der Nacht kam der Helfer wieder, weil Unruhe ihn getrieben hatte.

Schon als er die Tür öffnete, wußte er, daß etwas anders geworden war. Eine fremde Atmosphäre lag über dem Zimmer, und er vernahm Geräusche, die bei ihm eine Gänsehaut erzeugten.

Vom Bett des Mahdi her erklang ein hartes Rasseln, zwischendurch unterbrochen durch keuchende und gleichzeitig saugende Atemzüge, die immer wieder von hart gestammelten Worten unterbrochen wurden. Auf Zehenspitzen ging der Helfer näher. Das Bett zitterte mit, so heftig bewegte sich der Todkranke darin, und er hatte es geschafft, sich aufzurichten.

Das Licht der kleinen Öllampe fiel direkt auf sein Gesicht. Der Helfer erschrak bis ins Mark. Eine Totenfratze schaute ihn an. Dünne Haut spannte sich wie Papier über den Knochen. Einen Arm hatte der Mahdi unter der Decke hervorgeschnoben, ihn angewinkelt und

die Hand nach unten gesenkt, so daß sie wie eine griffbereite Klaue wirkte.

»Nein... nein...« Schwer drangen die Worte über die kaum noch zu erkennenden Lippen des Mahdi. »Nein... sie schaffen es nicht... Ich sehe ihn. Ich sehe den Tod.« Jetzt bewegte er seine Hand. Sie wischte durch die Luft wie ein abgestorbener Baumast.

Der Helfer blieb stehen. Die Kanne mit dem Wasser zitterte ebenso wie seine Hand. Flüssigkeit schwappte hoch und über. Tropfen fielen zu Boden, verteilten sich, bildeten kleine Lachen, die dem Helfer vorkamen wie Tränen.

Der Mahdi schrie.

Er hatte dabei seinen Mund weit aufgerissen. Der Schrei schoß daraus hervor. Lebenswille und Angst lagen darin, sie waren diese schreckliche Mischung, und die farb- und glanzlosen Augen drohten ihm aus den Höhlen zu springen.

Dann fiel er zurück.

Schwer schlug er mit dem Hinterkopf auf das weiche Kissen. Er hinterließ dort eine Druckstelle, die blieb, denn er schaffte es nicht mehr, sich zu bewegen.

Der Helfer beugte sich über seinen Schützling. Er holte auch noch die Lampe näher, denn er wollte es genau wissen. Der Mahdi war tot. Kein Atemzug wehte mehr aus seinem Mund. Die Augen wirkten wie zerbrochenes Glas.

»Die Kette!« flüsterte der Helfer. »Die Kette wird nicht mehr fertig. Nie mehr...«

Er nahm die Lampe und löschte sie. Gleichzeitig ein symbolischer Akt, denn über das Totenzimmer legte sich die Dunkelheit wie ein pechschwarzer Vorhang.

Als letztes waren die verklingenden Schritte des Helfers zu hören, als er das Zimmer verließ...

»John, wach auf!«

Ich lag nicht im Bett, sondern stand noch immer an der gleichen Stelle und schaute auf die Tote. Erst als Suko mich an der Schulter herumzog, folgte ich dem Druck und blickte in sein ernstes Gesicht. Es kam mir vor, als wäre es von einem Schleier bedeckt worden.

Ich wischte über meine Augen und sah den Freund erst jetzt deutlicher. Der Tränenschleier hatte mich bisher daran gehindert.

»Ist es vorbei?« fragte Suko.

»Ja.«

»Und das Haus?«

»Ist wieder normal.«

»Das freut mich.« Nicht Suko hatte gesprochen, sondern ein anderer mir gut bekannter Mann.

Ich blickte an Suko vorbei und glaubte, mich in einen Traum versetzt zu sehen. Aber der Mann, der dort stand und mich anlächelte, war tatsächlich Mandra Korab.

»Hallo, John...«

»Mandra?«

»Sicher.«

Ich schüttelte den Kopf. »Verflixt, wo kommst du denn her? Du bist doch nicht aus Indien eingeflogen, um...«

»Doch, mein Lieber. Schließlich mußte ich euch unterstützen, denn Kali wollte mal wieder alles.« Er stand jetzt neben mir, und wir beide umarmten uns.

»Aber ich hätte auch in Indien bleiben können, denn in diesem Fall hast du ganze Arbeit geleistet.«

Ich stemmte mich von ihm weg. »Nein, Mandra, ich nicht, das war Garuda, der jetzt verschwunden ist. Manchmal darf man überhaupt nicht darüber nachdenken, sondern muß es einfach hinnehmen.«

Wie das plötzliche Poltern, das aus dem Haus drang. Es hörte sich an wie ein dumpfes Gewitter.

»Das war die Statue der Kali«, flüsterte ich. »Jetzt werden wir wohl endgültig vor ihr Ruhe haben.«

»Neiiinnnn!«

Es war ein Schrei aus der Unendlichkeit, aber von der toten Sari abgegeben. Wir erschraken zutiefst und hörten auch die folgenden Worte. »Mich kann niemand vernichten, niemand. Ich bin unendlich, denn ich bin die Göttin der Toten. Ich bin Kali...«

Der Ruf verklang irgendwo im grauen Winterhimmel. Sie hatte recht. In ihrer Urgestalt war sie von uns nicht zu vernichten, aber gegen ihre zahlreichen Ableger würden wir immer ankämpfen, wo sie auch aufraten. Dafür garantierten Mandra, Suko und ich...

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 055 »Drei Gräber bis Atlantis«

[2] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 012 »Die Todesgöttin«